L. germ. ~~200~~ l
81.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

m̄

Die
Muttersprache,
des
Wissens beste Mutter.

Einige Worte

zu

mehreren Worten des Tags

von

Matthäus Christian Glaser,
Pfarrer auf der Veste Coburg.

Erlangen,
in der Palm'schen Verlagshandlung.
1817.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

So lange die Sprachmengerey im Deutschen als eingerissen anzusehen ist, so lange ist auch schon dagegen geschrien, geschrieben und Arzeneyen verordnet worden. Doch aber gilt, wie sichs von selbst versteht, dieß nur so weit, als man sie für ein Uebel hielt, nemlich nur vom Einmischen des Französischen überhaupt und des

Griechischen und Lateinischen etwa nur in nicht gelehrten Schriften. Die Einmischung des Französischen in die deutsche Rede fieng mit der Einmischung der französischen Staatskünstler in die deutschen Staatshändel an, und konnte schon nach dem Anfang des 17ten Jahrhunderts als eingerissen, nach der Mitte des 30jährigen Kriegs, besonders aber nach dem westphälischen Frieden als über Hand genommen angesehen werden, so daß also die Sprachmengerey mit der Staatsmengerey gleichen Schritt gehalten. Gleichzeitig begann und wuchs dann auch das deutsche Wehklagen und Rathen und Helfen dagegen. Das Bemühen der fruchtbringenden Gesellschaft z. B., errichtet 1617, des Pegnesischen Blumenordens, errichtet 1644, war großen Theils gegen diese Mengerey gerichtet. Zwar nicht erstorben war dergleichen Bemühen, doch dauerte es theils

nur matt fort oder fand wenig Eingang gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts, dem Gipfel des Siècle de Louis XIV, bis in den Anfang des 19ten Jahrhunderts, wo das bonapartisch gewordene Franzosenwesen auf seinem Schwindelgipfel endlich Alles gegen sich aufgebracht hatte, und durch seinen Sturz erst mancher Vatervolkler zum Wort gekommen war *). Solchen Einfluß hatten Volks- und Staatsverhältnisse auf das Thun und Lassen der deutschen Sprachförderer, daß sie allermeist und zuerst nur die Einmischung des Französischen für übel und heilbedürftig hiel-

*) Gottscheds, Adelungs, Campe's u. a. Bemühungen für Sprachreinheit waren zwar nichts weniger als matt oder gering, aber wie wenig fanden sie Ohr und Boden bey ihren Zeitgenossen? — Dieß ist denn doch jetzt besser.

ten. Daran war sicher nicht bloß Sprach-, sondern auch Volksgefühl die Ursache. Nicht bloß der Franzosen Anmaßungen und Eingriffe in Deutschland mußten den rechten Deutschen empören, sondern schon ihr ganzes Gaukel- und Windbeutelwesen ihn anwidern.

Als man aber schon längst auf Reinheit der deutschen Sprache vom französischen Mischmasch bedacht gewesen, war die lateinische Sprache noch immer die eigentliche Muttersprache des Wissens und der Gelehrsamkeit. Theophrastus Paracelsus hatte zwar schon von 1526 an ohngefähr 3 Jahre lang auf der hohen Schule zu Basel Vorlesungen in deutscher Sprache gehalten, aber Ungeschick hatte ihn dazu genöthigt, und er fand keine Nachahmer. Erst Christian Thomasius und Aug. Herrm. Franke, die gegen das Ende des 9ten Jahr-

zehends des 17ten Jahrhunderts zu Leipzig deutsche Vorlesungen zu halten angefangen hatten und bald die 1694 gestiftete hohe Schule zu Halle belebten, fanden fortdauernde Nachahmung, die allmählich fast überall, jedoch noch jetzt nicht ganz, den Gebrauch der lateinischen Sprache zu Vorlesungen auf hohen Schulen verdrängte und wohl auch nicht ganz verdrängen sollte, so wie die Ursachen, die zu diesem Verdrängen mitgewirkt haben, gewiß auch nicht alle zu rühmen sind. Länger noch als im mündlichen Vortrag hielt sich der Gebrauch der lateinischen Sprache in Schriften. Diese konnten mit größerm Bedacht geschrieben und gelesen werden, als (mündlich) gesprochen und gehört wurde. Der Uebergang aber in der Sprache der Gelehrten aus dem Lateinischen ins Deutsche ist bis jetzt noch so wenig vollendet, daß auch die wärmsten Reinheitseiferer den

Gelehrten ihre Schul- und Kunstausdrücke nach allem Recht lassen zu müssen glauben. Doch kann wohl kaum die Frage seyn, ob nicht die Zwittersprache dieses Uebergangs dem Denken und Erkennen unersprießlicher sey, als vorher die völlige und rein lateinische, in welcher seit Jahrhunderten, ja seit mehr als einem Jahrtausend im Abendland alle Kenntniß gebildet und verwachsen war. Wenigstens dürfen des Wissens Helden aus den lateinischen Jahrhunderten kühnlich mit den zwitterredendeu des 18ten und 19ten in die Schranken treten.

Soll der jetzige Eifer der Deutschen für die Reinheit ihrer Sprache vernunftbeständig und eines höhern Preißes würdig seyn, so darf er nicht bloß Volkseifer seyn; so darf diese Reinheit nicht bloß als Sache des Volks angesehen werden. Gewiß freilich ist es auch

schon Etwas löbliches, daß ein Volk sich von jedem andern Volk in jeder Hinsicht frey und rein zu erhalten suche, doch wird es dazu zuvörderst und allermeist nur seine eignen Gründe haben, und so werden die für ein anderes Volk gesinnten Gegner seines Reinheitseifers diesen Eifer immer in dem Verdacht einer Befangenheit in mehr als billiger Eigenliebe, oder in besonders gereiztem Widerwillen gegen das Fremde, haben, und solche nachweisen zu können vermeinen. Bieten sich aber aus dem, was an und für sich und von jedem Volk und Menschen nach seinem Vermögen gesucht, getrieben, gefördert werden soll, Gründe dar für die Echtheit und Reinheit der Sprache, und sind diese Gründe dieses Eifers Seele und Leben, dann mag er einen höhern Preiß verdienen, als das freilich allerdings auch löbliche Gefühl der Gleichheit und Selbstständigkeit

neben den übrigen Völkern. Ist daher Echtheit, Einheit und Reinheit zur Güte jeder Sprache wesentlich erforderlich, so ist sie auch nicht bloß Volksangelegenheit. Es muß über sie gehalten werden, wenn auch jeder Volksstreit längst beendigt ist. Vor allem gilt aber dieses von der wissenschaftlichen Sprache. Sie ist neben der Sprache des Glaubens, der Andacht, der Erbauung und neben der Sprache, die in den Gebilden der Dicht- und Geisteskunst den irdischen Stoff ausmacht, die wichtigste, und an ihr ist viel mehr gelegen, als an der Sprache des Staats-, Handels- und Alltagsverkehrs; sie ist mehr mit unserm Geiste Eins, als diese letztere.

Dieses ins Licht und an das Licht zu stellen ist mein Bemühen mit vorliegendem Schriftchen, welches nicht anders angesehen seyn will,

als es seine Aufschrift ankündigt — als einzige Worte zu mehreren Worten des Tags —, (die aber doch wohl nicht überflüssig seyn dürften). Obgleich nur wenige Worte, so werden selbige doch hinreichen, meine Meinung deutlich zu machen und zu begründen. Für mich selbst mußte sie dieß zuerst seyn. Der Bewährungen durch die That, wie einige gegen das Ende des Schriftchens aufgestellt werden, hätten wenigstens 5 mal so viel geliefert werden können, mit so vielen wenigstens habe ichs zu meiner eignen Ueberzeugung versucht, indessen gilt auch hier: sapienti sat. Die Hauptbewährung werden immer ganze, eben so zwitterfrey gedachte, als geschriebene wissenschaftliche Werke seyn, die aber freylich nicht erst um dieses Schreibens willen gedacht werden, sondern durch innern und eignen Grund ihr Daseyn rechtfertigen müssen. Solche Hauptbewährung

wird darum hier auch Niemand suchen, noch auch außerdem in diesem Schriftchen als statum in statu verlangen.

Veste Coburg,
den 21. September
1816.

Der Verfasser.

Was

Was seit einigen Jahren so laut und wortreich über Deutschheit und andere Volksthümlichkeiten gesprochen wird, hält eine tiefe Prüfung meist eben so wenig aus, als was dagegen in Anpreißung der Weltbürgerlichkeit, Vielseitigkeit, Reibung und Mischung der Völker, und hieraus erfolgender besonderer Bildung zum Schutz und Vorschub der Franzosensucht *) vorgebracht, oder für die Einmischung des Griechischen und Lateinischen von dessen größerer Tauglichkeit zur Bezeichnung des Wissenschaftlichen gerühmt wird. Von einem der Tiefsten und Innersten seyn oder nicht seyn Sollenden, so wie von einem der Weitesten und Aeußerlichsten der Menschheit ist dabey aber die Rede, und folglich ist dieß Alles ein Gegenstand der tiefsten Prüfung.

*) Gallomanie möchte wohl Manchem säuberlicher und schonender scheinen, Manie ist aber ungleich ärger als Sucht. — Ein Beyspiel wie viel weniger bey fremden Wörtern gedacht wird, als bey einheimischen.

Gleichen Gehalts ist auch das Ermahnen zum Fortgehen mit dem "Geist der Zeit", das Vorgeben der Nothwendigkeit Dieses und Jenes abzuschaffen oder umzukehren, weil es "nicht mehr im Zeitgeist sey." Müßte jedesmal von diesem Zeitgeist, von dem Unterschied des Geistes der jetzigen Zeit gegen irgend einer andern zuvörderst ein wahrer und heller Begriff beurkundet und mit Thatsachen belegt, und dann nachgewiesen werden, daß nun dieser Zeitgeist diese oder jene Umkehrung gebiete; wie Mancher würde dann da stehen wie ein Schulknabe, der seine Aufgabe nicht gelernt hat. Welch ein Reichthum von Kenntnissen des Lebens vieler Zeiten und Völker, welches Licht vollendeter Forschungen über Kunst, Wissenschaft, Kirche, Staat, Gewerbe, Kriegswesen ꝛc. dazu gehöre, um den Geist mehrerer Zeiten zu verstehen; — und wie hoch man mit seinem eignen Geist und noch mehr mit seinem Herzen über seiner eignen Zeit stehen müsse, um deren Geist klar und frey beurtheilen zu können; — wie Viele mögen wohl dieß erwogen? wie Viele es auch nur geahnet haben? — Wie Viele aber reden nicht davon! — Schwatzen ohne Grund, ohne helle und sichere Begriffe ist unleugbar in der Art unserer Zeit

und also, mit ihren Worten, in ihrem Geist. Mit solchem Geist aber soll kein Mensch fortgehen, sondern ihm entgegen arbeiten.

Weltbürgersinn, die Gesinnung, alles wahrhaft Gute anzunehmen, komme es auch woher es wolle, und nicht bloß für das Heimische eingenommen zu seyn, ist unstreitig eine löbliche Gesinnung. Nicht aber ein jedes Haschen nach Ausländischem gehört sofort zu diesem löblichen Weltbürgersinn. Das Weltbürgerlichste, das unter allen Völkern, zu allen Zeiten und bey allen Zeitgeistern fest zu haltende und zu erstrebende ist — Wahrheit und Recht und Alles, was gleich diesem zum höchsten Gute, dem ewigen Zweck alles menschlichen Strebens, gehört. Nur nach diesem Zweck ist zu ändern und abzuschaffen. Alles, was der Lauf der Welt (jetzt der Zeitgeist genannt) mit sich führt, muß streng geprüft werden, ob es vor Wahrheit und Recht bestehe, zu diesen oder ihres Gleichen gehöre. Ja es muß der Zeit, der Welt gar kein anderer Lauf gestattet werden, als ein der Wahrheit, dem Recht und überhaupt dem höchsten Gut ersprießlicher. Denn was ist denn dieser Lauf der Welt, dieser Geist der Zeit anderes, als das Thun und Lassen

der Menschen? Dieses aber ist Sache des menschlichen Willens, und von Sollen und Nichtsollen ist dabey eben die Rede. Vom Geist der Zeit sich gebieten lassen, mit ihm fortgehen, heißt auf gut deutsch: mit dem Strome schwimmen, mit den Wölfen heulen.

Wahrheit und Recht aber und Alles, was gleich diesen zum höchsten Gut gehört, und als das in der Welt einzig bestehen sollende sich bewährt, wird früher und wohl schon Jahrhunderte erkannt und anerkannt, ehe es auch in der Welt zu Stande gebracht, ehe es vom Wissen zum Thun kommt. Kommt es zum Letztern, wird es verwirklicht, dann tritt es, wie alles Wirkliche, in einer gänzlich bestimmten Gestalt und Weise auf. In dieser durchgängigen, allseitigen Bestimmtheit ist das Wirkliche nach den einzelnen Menschen, Völkern und Zeiten verschieden. Eine wesentliche Eigenheit des Wirklichen ist es, daß es nur als Einzelnes und Besonderes und also in Verschiedenheit der Gestalt und Weise ist. Alles, was in diesem vielfältig verschiedenen Besondern einen Vorzug vor einem andern Besondern verdienen soll, kann ihn nur dadurch verdienen, daß es, genauer betrachtet,

nicht zu dem Einzelnen, Besondern, sondern zu dem darin verwirklichten Allgemeinen, zum Recht, zur Wahrheit rc. selbst gehöre. Es kann daher eine bürgerliche Einrichtung, eine Sitte, ein Lehrsatz, ein Lehrganzes, ein Ausdruck rc. nur darum den Vorzug vor einem andern verdienen, weil er die Wahrheit, das Recht rc. mehr oder besser in die Wirklichkeit bringt, in die Welt einführt und darin festhält, als ein anderer. Hiernach also wird sich Wesentliches und Außerwesentliches unterscheiden. In dem Außerwesentlichen wird sich nun eben darum, weil es außerwesentlich ist, kein Vorzug finden. Denn wäre die dem einen Volke eigne Gestalt und Weise, in der bey ihm sich das höchste Gut verwirklicht hat, der Verwirklichung günstiger, als die Weise eines andern Volkes, so wäre dieses Günstigere eben darum auch nichts Außerwesentliches. Sollte aber im Wesen der Wahrheit, des Rechts rc. selbst eine Manchfaltigkeit liegen, die dann auch in der Wirklichkeit in manchfaltiger Gestalt und Weise erschiene, so wäre dann diese Manchfaltigkeit von der Sache selbst gefordert und geboten und die eine Weise derselben dürfte dann gar nicht einer andern aufgeopfert werden, weil es nicht ohne Schaden in der Sache selbst, nicht

ohne Schaden der Wahrheit ꝛc. geschehen könnte. Nicht leicht wird daher etwas Eignes in Sitte und Weise eines Volkes als Etwas gegen das Eigne eines andern Volkes Aufzugebendes nachzuweisen seyn.

Wenn nun das Reiben und Mischen der Völker unter einander als bildungsförderlich gepriesen wird, so kann die Bildung vernünftiger Weise doch ohnmöglich in dem Mischmasch des Besondern oder Eigenthümlichen der vielen Völker gesetzt und Buntschäckigkeit etwa für Vielseitigkeit, Gesammtheit des Besondern für Allgemeinheit angesehen, und ein Babel von Völkerey als das zu erringende Heil der Welt gepredigt werden. Alles Eigenthümliche ist ein Besonderes und also seinem Wesen nach das Gegentheil des Allgemeinen. Eine Häufung desselben ist daher nie Annäherung an das Allgemeine und Gesammtheit des Besondern nie Eins mit Allgemeinheit. Wenn ferner Wirklichkeit und allseitige Bestimmtheit und folglich Besonderheit unzertrennlich sind, also auch Nichts und so mit auch Nichts Gutes zu Stande kommen oder wirklich werden kann, als in durchaus abgeschlossener, allseitig bestimmter Gestalt und Weise, so ergiebt sich

daraus die Nothwendigkeit des Volksthümlichen und die Ungereimtheit des Mischmasches mehrerer Volksthümlichkeiten. In der wirklichen Welt kann die Allgemeinheit unter den Dingen immer nur der tiefern Erkenntniß bemerkbar seyn. Die (wirklichen) Menschen sind durchaus nicht anders, denn als Einzelne vorhanden; es sind die Hanse, die Kunze, die Cajuse, Semproniuse ꝛc. Das Wesentliche all der Einzelnen ist die, bloß unserm Geist vorschwebende, Menschheit. Das Uebereinstimmende aber in der Art und Weise einer Menge von Hansen und Kunzen ist Deutschheit, Franzheit, Dänheit ꝛc.

Soll nun das Bildung seyn, daß Hans die Kunzheit oder Kunz die Hansheit nachpfuscht? Im Einzelnen springt dieß als lächerlich, oder als speichelleckerisch ꝛc. sogleich in die Augen. Warum nicht, wenn der Deutsche den Franzosen nachpfuscht, da doch Deutschheit nichts anders ist als eine dickere und breitere Hansheit? — Wohl aber geselle sich Gleiches zu Gleichem. Fester wird dieses sich einen, und nur so am lebendigsten sich verwirklichen und zu Stande kommen, was nur in Mehrheit und Einheit lebt und wirklicht. Nur unter einem Volke wird ein Ge-

meinwesen recht im Wesen der Gemeinsamkeit Statt finden können, und Untermischen desselben oder Beyfügen zu einem andern wird eben so vieles in ihm tödten und ersticken, als ein Zerstückeln desselben. Die Anstalt der Verwirklichung des Sittlichen der Menschenmehrheit, d. i. der Staat wird am besten in der Einheit und Ganzheit eines Volkes gedeihen.

Völker sind Menschenwesen, die von den Einzelnen nur durch ihre Zusammengesetztheit aus Einzelnen unterschieden sind. Volksangelegenheit ist Nichts Anders als Eigennutz und vermittelst dieses erst allgemeine Menschenangelegenheit. Um einer vorgeblichen Beförderung einer unmittelbaren allgemeinen Menschenangelegenheit willen kann sich kein Volk ein Recht auf oder gegen ein anderes einbilden noch eins dem andern verpflichtet seyn, sich ihm unterordnen oder nachsetzen zu müssen. Ein jedes ist dem allgemeinen Besten der Menschheit unmittelbar verpflichtet und wird demselben durch Begeben in den Dienst eines andern entzogen *). Ein Volk in dem, worin es ein

*) Daß es doch klug und rathsam sey, Andern zu dienen, weil uns diese wieder dienen, widerspricht sich

besonderes Volk ist, sich zum Muster nehmen, heißt die Menschheit aus Vergaffung an einer Kunzheit, Hansheit, aus den Augen verlieren. Ob es nun Haß oder Vorurtheil von einem Volke sey, wenn es die Eigenheiten eines andern anzunehmen verschmäht, wird wohl einleuchten.

Haß und Liebe sind darin beide Eins, daß sie Gemüthsbewegungen sind, und beide verwerflich, wenn sie Leidenschaften sind, beide aber auch recht und unsere Pflicht, wenn sie dieses nicht sind; oder wir müßten den Apostel verwerfen, der gesagt: hasset das Arge, hanget dem Guten an. Alles Regseyn in uns, all unser geistiges Leben, ist nichts anders als Urtheilen und dieses entweder bejahend oder verneinend (Liebe oder Haß). Sey dieses Urtheilen denn stets so ruhig und klar als es bey Sachen der bloßen, reinen Erkenntniß ist, dann wird auch sein gänzliches Verneinen nie als Haß gebrandmarkt werden können, es müßte es denn Jemand aus Lei-

selbst, denn dieß heißt gar nicht Andern, sondern nur uns selbst, in Andern, oder durch einen nothgedrungenen Umweg dienen.

denschaft thun. Verblendung, Hingerissenheit, Befangenheit sey entfernt von unserm Bejahen, wie von unserm Verneinen, und wen wir so dann lieben oder hassen, sey uns gleich viel. Um vor diesen Uebeln unser Urtheil zu verwahren, ist bey Vorhandenem und Geschehenem wohl nichts Sicheres als nur nach Thatsachen und Belegen zu urtheilen. Wohlan denn! folgen wir im Streite über Volksthümlichkeit nur Belegen und Thatsachen!

Etwas unbezweifelt Eignes und eine besondere Gestalt und Weise der Verwirklichung der Wahrheit, des Rechts und noch so vieles Andern von gleicher Würde, ist jede besondere Sprache. Keine einzige Sprache aber wird je als Etwas zum Wesen der Wahrheit, des Rechts ꝛc. Gehöriges zu erweisen seyn. Denn obgleich die Verbindung des Sprechens und Denkens ungemein innig ist, obgleich der Mensch nur in Worten denkt, nur mit dem Sprechen denken lernt und kein Taubstummer zur gehörigen Vernunft gelangt; so ergiebt sich hieraus doch nur das Sprechen überhaupt als Etwas zum Denken wesentlich Nothwendiges, nicht aber diese oder jene bestimmte Sprache, von denen wohl eine

vor der andern geschickter, tauglicher seyn kann zur Verwirklichung des Geistigen, eine Jede aber im Ganzen und Groben dieselben Dienste thut. Eine Sprache aufzugeben und eine andere dafür anzunehmen, mag zwar für ein ganzes Volk höchst schwierig, aber, da ein Volk doch nur aus lauter einzelnen Menschen besteht, doch eben so wenig unmöglich seyn, als bey jedem Einzelnen. Demohngeachtet aber wird wohl schwerlich Jemand im Ernst einen solchen Tausch auch der schlechtesten Sprache gegen die beste vorschlagen. Ohne es aber zu sagen, auch ohne es eigentlich zu wissen, geschieht dennoch ein solcher Tausch in der Wortmengerey. Nur nicht, daß dabey die ganze, reine, frische Sprache eines Volks in ein anderes übergienge, sondern es entsteht unter der Hand ein unächter Mischling, der, wer kann wissen, zu welchem Krüppel und Wechselbalg ausschlägt. Exempla sunt odiosa.

Ob wir Entdeckungen, Erfindungen, neue Kenntnisse, oder größere Klarheit und Richtigkeit der Alten von andern Völkern anzunehmen haben; wer möchte dieß erst fragen! Eben so wenig ob bessere Einrichtungen, Anstalten ꝛc. Ob wir nun aber mit diesen Sachen auch die

Namen annehmen sollen, die sie in der eigenen Sprache eines fremden Volkes führen, das ist allerdings erst noch die Frage und viel wichtiger als es wohl Allen scheinen möchte. Es betrifft Etwas Wesentliches der Wirklichkeit, ein Gesetz derselben. — Wenn in und mit unserer Sprache unser Denken wächst und lebt; wenn sie die Weise unserer Geistigkeit, das bestimmte Daseyn unseres Geistes, seine Wirklichkeit ist; wenn ferner jede eigne (todte oder lebende) Sprache nebst der Geisteswelt — Geisteswirklichkeit — eines Volkes zu vergleichen ist einem gewachsenen und (wenn sie noch lebt) noch fortwachsenden Ganzen, wenn wenigstens auf jede Ursprache dieses Gleichniß paßt; so ist jede Sprache Haut und Geäder und die Gedanken sind Fleisch und Blut. Die Frage nun, ob wir mit den fremden Sachen, mit dem aus der Fremde erhaltenen Geisteszuwachs, auch die fremden Namen aufzunehmen haben, ist demnach keine andere als die: ob wir die neuen Begriffe nicht zu unserm übrigen Fleisch und Blut in unsere Haut und Adern aufnehmen, (welches doch nur das wahre Aufnehmen und Zueignen seyn würde,) sondern nur in besondern Lappen und Taschen, auch von fremdem Leder am Leibe tragen sollen. Nur wenn ein Gedanke auch

ganz in unsere Sprache übergegangen und in ihr eingewachsen, ist er uns in Wahrheit eigen, außerdem aber ein umwandernder Fremdling, wäre es auch der bekannteste.

Daß für die fremden Erfindungen und Begriffe die fremden Namen die passendsten, die bezeichnendsten wären, wird durch Thatsachen vielmehr widerlegt als belegt. Ist denn Grammatik bezeichnender als Sprachlehre? Bedeutet Mathematik nur einigermaaßen den besondern Theil des Wissens, der damit genannt zu werden pflegt? Mathematik heißt Lernkunde, Lernkunst. Dagegen ist offenbar der deutsche Name Meßkunde, Größenlehre (wiewohl es auch andere Größen als die meßbaren giebt,) viel bezeichnender. Die Bernsteinigkeit würde Jedermann lächerlich und ganz unzureichend zur Bezeichnung der Sache finden, Elektricität aber ist denn doch durchaus Nichts weiter. Warum soll Aërolith besser seyn als Luftstein? Muß nicht in das Wort organisiren eine ganz neue Bedeutung gelegt werden, auf die der Grieche gar nicht verfallen würde, wenn es statt anordnen, errichten, einrichten, veranstalten, herstellen, verfassen gebraucht werden soll? Was würden sich die Griechen bey ei-

nem organischen Senats-Consult zu denken vermögen? Erdbeschreibung giebt dem Worte Geographie Nichts nach und läßt den ungereimten Ausdruck "geographische" Lage nicht zu. Eben so wenig steht Schnellkraft dem Elasticität nach. Lufterscheinung ist bezeichnender als Meteor, welches letztere den Thau, den Reif z. B. nicht, wohl aber Sonne, Mond und Sterne mit besagt. So liegt jetzt in orientiren, problematisch, Kategorie rc. ein ganz anderer Sinn als diese Worte bey ihren Lebzeiten hatten. Mußte man die begehrte Bedeutung in diese Worte erst hineinlegen, so konnte man dieß bey heimischen Worten wenigstens eben so gut, wenn man glaubte verzweifeln zu müssen, daß mit dem wachsenden Stamm der Begriffe auch unsere triebreiche, lebendige Ursprache gleichen Schritt halten würde. Die Unzulänglichkeit der fremden Worte fällt in die Augen in ihren Uebersetzungen, die unsere seitherigen Reinheitseiferer mit so wenigem Glück zum Verdrängen der fremden angewendet haben. Gleich kommen aber diese Uebersetzungen den fremden Wörtern doch und beweisen die unerschöpfliche Bildsamkeit der deutschen Sprache, so wie die Entbehrlichkeit der eingemischten fremden Worte. Wie sollte auch ein Forscher irgend et-

was Neues im Wissen auffinden und doch die Griechen das zu dessen Bezeichnung taugliche Wort vor 2 - 3000 Jahren schon gehabt haben? Es müßte ja denselben Sinn schon gehabt, die Griechen also dasselbe schon gewußt haben, die vermeintliche Erfindung also Etwas uraltes seyn. Hat es aber einen andern Sinn bey den Griechen, warum diesen austreiben und einen neuen hineinlegen? Man borgt da Nichts als den leeren Schall und den konnte man doch wohlfeiler haben.

Wie ist es aber mit den Worten gleichzeitiger Völker, die zur selben Zeit mit uns fortdenken, forschen und erfinden? Sprechen Thatsachen für die Unvermeidlichkeit der Einmischung ihrer Worte? Oder verliert ihre Sprache dadurch, daß sie die Namen unserer Erfindungen mit diesen nicht auch borgen und einmengen? Allermeist müssen hier wohl die französischen Worte beweisen, mit denen unsere deutsche Sprache durchsäet ist. Haben also wir Deutsche z. B. keine Meubles gehabt, ehe uns deren die Franzosen erfunden und sie nennen gelehrt? daß wir also mit der fremden Sache auch das fremde Wort borgen mußten? Wer freilich in den "extra-

feinen, gustueusen" Pariser Sachen Etwas ganz Besonders und in Deutschland Unerhörtes erblickte, der mochte wohl dergleichen dann auch nicht Geräthe oder Hausrath nennen lassen, den hatte er vorher auch, wie alle seine Voreltern, und jeder Bauer hat ihn. Weit her mußte Alles seyn oder doch wenigstens so lauten. Also hatte man, wenn man standsmäßig essen und trinken wollte, Tassen, Bouteillen, Servietten, Assietten, Terrinen, das ganze Service vom lieben Nachbar geborgt, um Sauce, Bouillon und beym Desert Confituren zu serviren, wenn ein Diner, Souper, Dejeuner von vielen Couverts zu geben. Beym Essen selbst wurde auch nichts mehr zerschnitten, sondern tranchirt. Fürderhin logirte man in Etagen und Appartements, Cabinets, garnirt mit Pendüls, Fauteuils, Lavoirs, Pots de chambre. Hielt Assembleen, Cercles, Thé dansants oder literaires (sehr gesunde Bezeichnungen) in Salons, die mit Lustren brillirten. So gab's in Deutschland vorher Nichts Uniques, Superbes, Delicieuses, Magnifiques. Wer sich poussiren, eine gute Carrière, Connoissancen, seine Fortune machen wollte, mußte auf diese Manier discouriren, weil sonsten, wenn er in dergleichen man-

quirt

quirt hätte, auch die besten Meriten wenig an ihm considerirt und estimirt worden wären, und er bey Visiten schlechtes Entrée gefunden haben würde. Wollte aber Einer noch besonders darauf regardiren als galant-homme in Estime zu stehen, und bald réussiren eine gute Partie d. i. avantageuse mariage zu thun, so mußte er sein ganzes Habillement nach dem neuesten Gout choisiren und die deutsche Tracht quittiren. Auf dem Kopfe trug er dann eine wohl gepouderte Perruque, — Allonge-, Zopf- oder Haarbeutels-Perruque, die wir nun besonders den Franzosen verdanken, so wie die Toupets, Vergettes, Chignons und fast alle Frisuren, denn einen beweglichen Kunstschopf zu erfinden, oder den angewachsenen in solche anmuthige Gestalten zu bringen, wäre das deutsche Hirn doch zu spröde gewesen. In diesen Aussenseiten der Vernunft und Weisheit aber sind die Franzosen uniques und Maitres. Auf dem Kopfe also die Perruque gieng er Chapeau-bas; dann kam die Cravate, das Collet, der Jabot (Ursinn: Tauben-, Hüner-, Gänse-Kropf, also bezeichnender als Halskrausse), die Veste oder das Gilet; um die Hände zeigten sich die Manchetten (= Aermelchen, Kleinwort von Manche, der Aermel,

besser also Handkrausse). Ihrer Seits rivalisirten denn auch die Dames und Demoiselles mit Coiffuren, Fichus, Robes, Corsets, Eventails, Trompeuses, Tricots, Ridicules etc. Woraus denn auf das frappanteste ouvert, welche geschlagene Leute wir Deutsche in Worten und Sachen wären, wenn uns die Franzosen nicht soulagirten.

Wenn sich nun die Einmischung fremder Wörter nicht als Bedürfniß nachweisen läßt, so ist dieselbe Etwas Willkührliches und ihr Grund eine Neigung. — Lässigkeit, gedankenlose Gewohnheit (Schlendrian) aus der Zeit als noch alle Vorlesungen auf hohen Schulen lateinisch gehalten und alle Lehrbücher lateinisch geschrieben wurden; dabey die geheime Meinung eines gelehrteren Ansehns, — man weiß, was die Bartschererspursche beym Umsichwerfen mit lateinischen Brocken kützelt, — mag die Schuld der Einmischung des Griechischen und Lateinischen tragen. — Vornehmthuerey, der Schein von Weltsinn und Weltkenntniß, und daß man weit gewesen sey, wie auch Vorliebe und Vorurtheil für das Französische, sind die Quelle der französischen Fluth. Dergleichen aber zu beschönigen kommt

das Vorgeben der größeren Tauglichkeit zur Bezeichnung der neuen Sachen und Begriffe hinten nachgehinkt.

Ist es aber leere, kahle Beschönigung, die Sache selbst blosse Willkühr, ein Wollen weil man will, Neigung; so ist dieß auch nichts Anders als Leidenschaft, Befangenheit, Verblendung, Hingerissenheit. Vorliebe ist auf einer andern Seite immer eben so viel Haß. Ist nun eine Liebe für die Franzosen, ohne Gründe nemlich, etwa weniger Leidenschaft, als die für die Deutschen? Ist gegen diese Haß und Verachtung ganz in der Ordnung, an der großen Nation aber Versündigung? Soll aber gar keine Vorliebe für irgend ein Volk Statt finden, so müssen die Empfehlungsgründe für Etwas nicht aus irgend einem Volkseignen hergenommen werden, sondern immer nur aus der Sache selbst, dann bleibt jedes Volk mit seinen Eigenheiten aus dem Spiel.

Die Herrschaft des Französischen in Sprache und Betragen ist bekanntlich nichts weniger, als eine Sache vorbedachter Wahl, überlegten Beschlusses, erkannter Unzulänglichkeit einer andern

Sprache oder Weise, sondern: — "es hat sich nun einmal so gemacht"; — es ist nun einmal so gekommen". Wer aber in Sachen der Einsicht es kommen läßt, wie es nun einmal kommt, der muß sich denn auch gefallen lassen, was dann weiter kommt. Er hat sich seiner Einsicht begeben, dem Spiel des Zufalls und fremden Beliebens sich überlassen und kann dann nicht in jedem Augenblick über diese Mächte Herr werden. In dergleichen aber die Schuld und Schande seiner Trägheit, Feigheit und Gedankenlosigkeit anzuerkennen, läßt denn doch die liebe Selbstsucht nicht zu, und so wird eher jeder Schein, von Vernunft ergriffen, der das Geschehene aus innern Gründen der Sache rechtfertigen soll. Dieß giebt denn manchen Vernünfteleyen Daseyn und einige Dauer. So soll also eine vorzüglichere Bildung der Franzosen in Sitten die Nachäffung ihrer Weise; die Trefflichkeit der französischen Sprache ihren ausgebreiteten Gebrauch rechtfertigen. Trotz dem was Geschichte und eigne Erfahrung Greuel- und Frevelhaftes, Abgeschmacktes und Tolles von der großen Nation aufstellen, und trotz dem Gebrechlichen, Lahmen, Unzulänglichen und Todten, dessen diese Sprache auf das sonnenklarste und auf allen Seiten überwiesen wird, und trotz dem

eitlen Gleißen, in welchem ihre Kunst in gebundener und ungebundener Rede besteht.

Der Franzose Villers sagt: Que les Allemands ont une langue et que les François n'ont qu'un jargon, und Kolbe schließt sein Werk: Ueber den Wortreichthum der deutschen und französischen Sprache und beider Anlage zur Poesie, — mit dem Bekenntniß, daß er seinen Entzweck erreicht glaube, wenn Villers Ausdruck nicht mehr übertrieben scheine und sich dem Leser das Gefühl aufdrängte, daß eine Ursprache mit einer abgeleiteten überhaupt und besonders mit der französischen eigentlich gar nicht hätte verglichen werden sollen. Führe doch ein Franzosenbeschützer einmal einen solchen Beweis für französische Sprache und Kunst als ihn Kolbe dagegen geführt hat!

Wahre, vollendete Gründlichkeit über die Sprache und das Hoch- und Edelmenschliche, was in ihr zur Welt kommt, muß zu den tiefsten Untersuchungen über alles Menschliche führen. Rechte Einsicht über Kunst und Wissen kann ohne rechte Einsicht über Sprache und diese ohne jene nicht Statt haben. Beider Verderben ist auch gleichen

Schritts. Eine Sprache aber ist um so mehr, was sie seyn soll, je mehr sie Eins ist mit des Menschen Denken, so reich, so zahl- und endlos und unerschöpflich, so wandelbar und bildbar, und doch bey dem Allen so Eins, als das Denken, sey auch die Sprache, dieses Daseyn des Denkens in der Wirklichkeit. Einheit in sich und Einheit mit dem Denken ist also die Tugend und Vollkommenheit einer Sprache, die der scharfsinnige Forscher sich dann in mehrere besondere Tugenden zerlegen und zerfolgern mag, in Reichthum, Wandelbarkeit, Worteinungsfähigkeit, Fruchtbarkeit der Ableitung, Freiheit und Manchfaltigkeit der Wortfügung. Alles dieß ist nichts Anders als Einheit der Sprache mit dem Denken und mit sich selbst, so wie dieß ebenfalls mit sich selbst Eins ist, denn in diesem Allen scheint nichts Anders durch als des Denkens eigene Beschaffenheit. Sollte es nun noch eines Wortes gegen das Borgen und Einmengen fremder Wörter bedürfen, die sich nie gleich der Muttersprache mit dem Denken und mit dem übrigen Sprachganzen einen? Die so häufig ein schwankendes Wellenspiel von Gedankenflittern begünstigen?

Einer guten, tüchtigen, brauchbaren Sprache bedarf das Wissen noch viel mehr, als die

Kunst, sowohl um mitgetheilt zu werden an Andere, als auch um zu Stande zu kommen für sich. Und doch ist es die Kunst in gebundener und ungebundener Rede, die des fremden Mischmasches sich keusch enthält und nicht die Wissenschaft. Dieß könnte sonderbar scheinen. Aber beym Lichte besehen ist unter den neuern Völkern auch nur die Kunst mit wahrem Ernst, mit wahrer Liebe und mit ächtem Sinn und Verstand getrieben worden. Unsere "Brodstudien" verdienen nicht den Namen Wissenschaften. Eine Morgenröthe des Wissens begann in Griechenland vor Alters. Dieß bildete und sprach sich in der Muttersprache aus. Seitdem ist nie im wahren Wissen ein wirklicher und bedeutender Fortschritt geschehen, aber auch nie und nirgends die Muttersprache dazu angewendet worden *). Das Befleissigen der Wissenschaften unter den Römern war nichts anders als Weisheiteley (Philosophie). Cicero gedachte gar nichts anders, als daß, was er zu Athen von Philoso-

*) "Nun da sieht mans doch wie allen Belegen zuwider dieser Verfasser daher behauptet;" so höre ich die Meisten sprechen. — "Sind denn nicht seit 20 — 30 Jahren fast alle wissenschaftlichen Werke deutsch geschrieben?" Deutsch? — ? Ihr behauptet ja fort und fort: das Unentbehrlichste des eingemischten

phie erlernt, ihm "ancilliren" sollte, mit dem Pfauenschwanz seiner Beredsamkeit bey dem Quiritenschwarm pro rostris seinen Nebenbuhlern den Sieg abzugewinnen. Lucretius hatte seine Weisheiteley in Bildern und Dichtungen ergossen. Senecca ist der Garve seiner Zeit. Was in der Weisheiteley aller dieser noch in oder an eigentliches Wissen spielt, das führt einen griechischen Namen. So war es denn den Römern so wenig eigen, als es den heutigen "gebildeten" Völkern eigen ist, die alle Haupt- oder eigentlich wissenschaftlichen Begriffe mit lateinischen und griechischen "Kunstausdrücken (terminis technicis)" bezeichnen und so viele "Terminologien" fast, als Lehrmeister der Brodstudien haben, damit sich ja das gelehrte Babel nach aller Denkbarkeit vorfinde.

Ein Volk, das eine Muttersprache hat, wäre denn doch wenigstens durch seine Sprache nicht

Fremden in der Sprache wäre die wissenschaftliche "Terminologie" und diese, — Freunde —, ist doch nichts weniger, als deutsch. In dieser "Terminologie" aber, (in der Kunstnamensippschaft) steckt allein das eigentlich Wissenschaftliche, vor allen die wissenschaftlichen Hauptbegriffe.

verhindert, sich dem wahren Wissen gedeihlich zu ergeben, wenn es sich der babylonischen Hurerey mit fremden Sprachen enthielte. Wie ist es aber mit Völkern, deren Sprache nichts weiter ist, als ein Mischmasch solcher verstümmelten Brocken, wie unsere Kunstausdrücke? Bey diesen Völkern findet sich so wenig Erfahrung des Wissens, daß weder Sinn noch Kenntniß desselben unter ihnen anzutreffen. Sie verhöhnen's und nennen's Metaphysic, so wie die Türken die Abendländer ohne Unterschied Franken nennen und die alten Griechen alle unbekannten Völker gegen Norden Scythen, gegen Süden Aethiopen, gegen Osten Indier und gegen Westen Kelten nannten.

In Geisteswerken hat man den Deutschen zu allen Zeiten den Vorzug der Gründlichkeit, des Ernstes, der Tiefe des Sinnes und Gefühls, der Kraft, des Reichthums und Lebens der Dichtung zugestanden. Dagegen aber den Franzosen Gewandtheit, Leichtigkeit, spielenden, flüchtigen Witz, und so etwas Liebenswürdiges, das man (wie jede Sache einer blinden Vorliebe) nicht zu nennen wisse, nachgerühmt. Soll nun den französischen Geisteswerken der Vorzug vor den deutschen gebühren, so müssen auch die letztern Tu-

genden mehr werth seyn, als die erstern. Daß die größten französischen Dichter mit all ihrer Kunst einzig um den Beyfall des Hofs und ausser dem etwa noch der (pariser) Welt buhlten; daß Racinen ein tadelndes Wort Ludwigs XIV. ein Todesstoß war; daß überhaupt das einzige Ziel aller ihrer Kunst der "Effect" ist; daß Boileau ihr grosser Fertiger einer Art poëtique Tasso's Jerusalem für ein Geklingel erklärte; daß Corneille, Racine etc. ihnen stets unübertroffene und unübertreffbare Muster sind, denen die regles éternelles et immuables du bon gout abzulernen; daß sie es mit Shakespeare und mit den alten Griechen halten wie der Fuchs mit den Trauben, sich aber bey alle dem in Größe und Umfang für Geistesmuster halten; dieses alles sind bekannte Thatsachen.

Entscheidende, gründliche Untersuchungen über Kunst und Sitten müssen alles Menschliche so tief berühren, daß so manche schon längst für ausgemacht gehaltene Sache angegriffen werden muß. Z. B. die Begünstigung der Geistesbildung durch den milden Himmelsstrich, an die man immerfort glaubt, obgleich Griechenlands fortdauernd gleiche Milde schon seit mehreren Jahrtausenden keine

Platone und Sophoclesse hervorbringt, und ob man gleich die isländischen Gedichte alle Tage schöner findet. Desgleichen die Meinung über das Fortschreiten und Zurückbleiben in der Bildung. Wiewohl man dieses allermeist nur von den Siècles de Louis XIV. et XV. versteht, wo denn aber doch Deutschland dem französischen Gout auf das emsigste und allerunterthänigste huldigte, und seine Menantes und Talander hatte. Wenigstens ist gegen die Minnelieder, das Nibelungenlied ꝛc. noch nichts Gleichzeitiges oder Früheres Französisches herausgestrichen worden. Schulfüchsisch auf ihre regles éternelles et immuables beschränkt, ist den Franzosen, echt schildbürgerisch, auch ihr Paris die Welt und in der Höflichkeit der Hof ihrer Ludwige allein der Hof, und ihre Anbeter finden in dieser oder ähnlicher Schildbürgerey echten Weltbürgersinn. Je nun, meint man, ebenfalls längst ausgemacht, in Sachen des Geschmacks sind denn doch die Franzosen Meister, und wo es denn keine Gesetzgebung giebt, da fährt man doch am sichersten und bequemsten den allgemeinen Mustern zu folgen.

Welche Muster sind denn nun die Franzosen in Dingen, worüber es so zu sagen eine Gesetz-

gebung giebt z. B. in der Gerechtigkeit, Billigkeit, Menschengefühl frommer Duldung anders Betender und Glaubender, in Wahrheit, Treue, Keuschheit, Mäßigkeit, Frömmigkeit? Wie hat sich da die Bildung der Franzosen gezeigt, wenn und wo sie freie Macht hatten, nach ihrem Geschmack zu leben? Dürfen wir da den Danzigern, Berlinern, Breslauern, Wienern, Dresdenern, Erfurthern, Magdeburgern, Hamburgern ꝛc. glauben? — "J da waren sie ja Feinde! Das war ja in den Zeiten des Kriegs, der Zügellosigkeit, der Siegestrunkenheit, die man doch auch der großen Nation vergönnen muß"! — Wohl, Freunde, das war aber eben auch völlige Freiheit nach ihrem Geschmack zu leben. — Wie lebten denn die Emigranten zu Coblenz? Wie zeigten sich die Franzosen ausser dem Krieg und zu Haus? Was beweisen ihre Bluthochzeiten, Hugenotten-Fronden-Sanscülotten-Geschichten, ihre Noyaden, Füsilladen? Oder wenn ihr diese letztern mit der Revolution entschuldigen wollt, die aber doch selbst durchaus nichts Anders, als Franzosenwerk ist, — wie ist es denn mit den lettres de cachet, Eisenmasken, Dragonaden, Reunionscammern, Pfalzbränden, Roués ergötzungen, Lawskünsten, mit dem allerchristlichsten Hirschpark,

mit dem landesväterlichen Kornwucher, mit der französischen Gewandtheit und Leichtigkeit im Eidschwören und Brechen? Wie wäre wohl im Areopagus zu Athen, oder in einem isländischen Thing ein 10 jähriger König mit der Reitgerte auftretend, wie Ludwig XIV. im pariser Parlament, angekommen? Muß nicht ein solcher Areopagus darnach beschaffen seyn? So etwas zu können und zu wollen hängt aber mit allem Uebrigen zusammen und beweist und bezeichnet eines Volkes Art in Haupt und Gliedern. So mochte denn wohl auch Racines Lebensglück von Louis Achselzucken abhängen.

Nach diesem allen nun mag ermessen werden, ob Wahrheit, Schönheit, Recht, Edles, Erhabenes, französisch gedacht und gesprochen, lebendiger, kräftiger, treuer, bezeichneter, mehrseitiger bestimmt und also verwirklichter hervortrete und hervorgetreten sey, als in portugiesischer, spanischer, italienischer, deutscher, englischer Sprache und Weise. Dieß müßte wahr und offenbar seyn, wenn die in der Sprache vorhandenen Geisteswerke auch einen Grund ihrer häufigeren Erlernung abgeben sollte.

Sollte die französische Sprache nun auch in der Geisteswelt nicht die allervorzüglichste seyn,

so ist sie es vielleicht auf dem Markt und im "Cabinet". Was zeugen auch hierüber Thatsachen und Belege? — Hat diese Sprache sich als nützlich oder nothwendig im Handels- und Staatsverkehr bewiesen? — Welche Ursachen bewirkten also den blühenden Handel der Phönizier, Griechen, Karthager, Venetianer, Genuesen, Augsburger, Hanseaten, Niederländer &c.? War unter diesen Ursachen auch eine gemeinübliche Sprache? Wenn eine solche zum Großhandel nicht eben nothwendig wäre, so könnte sie doch wohl nützlich seyn, und dieser Nutzen müßte sich denn durch einen Vorzug und Uebergewicht des Handels seit der Verbreitung der französischen Sprache ausweisen.

Wer nun weiter auch im Staatsverkehr ein größeres Heil durch die Einführung französischer Weise und Sprache nachweisen wollte, der würde darzuthun haben, daß seitdem die Franzosen in Staatsverhandlungen den Meister gespielt, seit Richelieu etwa, mehr Treue und Glauben unter den Völkern geherrscht, mehr auf Ehre (die wahre versteht sich) gehalten worden, vom Recht mehr die Rede gewesen, sey es auch nur die Rede, als zuvor. Besonders aber, daß die französisch

abgefaßten Grenz- und Handelsverträge und Friedensschlüsse, samt ihren hintenangehängten lichtscheuen (geheimen) Artikeln, reiner gewesen als vorher von Zweideutigkeiten, von leeren Worten, von untüchtigen Zeugnissen der Treue; daß seitdem der Zweizüngigkeit besser vorgebeugt worden; daß im Französischen die Lüge weniger erröthe oder schwerer sey, als in der vorher gebrauchten Verhandlungssprache. Oder daß Europa durch die Stückchen, die die Gesandten seitdem anzubringen vermocht, als sie vermittelst einer gemeinen Sprache bey Tafel, beym Spieltisch, aufm Tanzplatz *) sich verständlich machen und Weiber und allerhand andere Leute mit in ihr Spiel ziehen, besonders glücklich geworden; auch daß die seitdem ausgesponnene Kunst des Spähens, Berückens, Täuschens uud Ränkeschmiedens eine so heilsame als würdige Staatskunst sey. Hören wir darüber ein französisches Urtheil **): "Die Franzosen "sind die geschicktesten Diplomatiker Europa's; und "eben die Menschen, die man der Unbescheidenheit und Frechheit beschuldigt, verstehen sich bes-

*) Allg. Anzeiger d. D. 1815 N. 116.

*) Staels Deutschland, I. Bandes 1. Abth. Cap. 11. und 12. Berliner Uebers.

"ser als Andere darauf, ein Geheimniß zu ver-
"bergen und diejenigen zu fangen, deren sie be-
"dürfen. Nur dann mißfallen sie, wenn sie es
"darauf anlegen, d. h. wenn ihre Eitelkeit ihre
"Rechnung mehr bey der Abschätzigkeit als bey
"der Verbindlichkeit findet. Der Geist der Un-
"terhaltung hat in den Franzosen den ernsteren
"Geist politischer Unterhandlungen entwickelt. Kein
"auswärtiger Gesandter vermag in dieser Gattung
"mit ihnen zu ringen; es sey denn, daß er alle
"Ansprüche auf Feinheit bey Seite setzend, den
"Dingen gerade auf den Leib geht, ungefähr
"wie einer, der sich schlägt, ohne Fechten gelernt
"zu haben." -- "Cap. 12. Wirklich giebt es in
"unserer Sprache eine Menge Phrasen, etwas
"zu sagen und nicht zu sagen, etwas hoffen zu
"lassen, ohne es zu versprechen, und etwas zu
"versprechen, ohne sich zu binden. — — Von
"der deutschen Sprache möchte man sagen, sie
"sperre sich von selbst gegen die Absicht des,
"der sie redet, und in ihr zum Verräther an
"der Wahrheit werden will." — Man verglei-
che damit den Anfang dieses Capitels: "Wenn
"man den Geist und den Charakter einer Sprache
"studiert, so lernt man die philosophische Ge-
"schichte der Meinungen, der Sitten und Na-
tional-

"tionalgewohnheiten; und die Umwandlungen, "welche die Sprache erleidet, müssen über die "Bahn des Gedankens nothwendig sehr viel Licht "verbreiten."

Wer den Werth des Verständnisses der Völker nicht in ihr gegenseitiges Verständniß der Rede, sondern ins Einverständniß der Herzen setzt, der wird in dem Abkommen der lateinischen Sprache beym Verhandeln der Staaten eine bedeutende Störung dieses Einverständnisses finden. Sobald die Sprache eines der lebenden und selbst mitsprechenden Völker zum Gesammtgebrauch erhoben wurde, so war die gleiche Begünstigung Aller verletzt. Man hatte sich zur Bequemlichkeit dieses Einen herabgelassen und diesem dadurch einen unerreichbaren Vorsprung eingeräumt. Wie sehr unerreichbar lehrt das Beyspiel Friedrichs II., den bekanntlich Voltaire immer in seinem französisch Sprechen und Schreiben hofmeisterte und ihm erst ausbesserte, was er ans Licht stellen wollte. Grössere Annäherung an die Sprechfertigkeit der gebornen Franzosen in ihrer Sprache, als Friederich erlangt hatte, wird sich nur bey Köpfen finden, die weniger geistvoll als der seinige sind. Wer die Erlernung einer Sprache zum

Hauptgeschäfte seines Lebens macht, nur der wird in deren Aneignung das Höchstmögliche erreichen, dennoch aber im Lebendigen der Sprech- und Denkreinheit hinter den Eingebornen zurückbleiben. Wie selten mögen aber die Staatsgesandten seyn, die das Höchstmögliche in der französischen Sprache neben allem übrigen zu ihrer Tüchtigkeit Erforderlichen in sich vereinigen, so daß andere Völker gegen die Franzosen mit ihren Gesandten stets in einem oder andern Erforderniß zurückstehen müssen. Wie sehr noch überdieß diese den Franzosen in der Erhebung ihrer Sprache erwiesene Huldigung ihrem blinden Dünkel schmeicheln, ihre Anmaßungen reitzen, ihnen einen grossen Triumph gewähren, so wie in manchem andern Volk ein Scheelsehen erregen mußte, ist einleuchtend.

Aber nicht nur das Einverständniß der Völker unter einander, sondern auch ihre Einheit daheim in sich selbst ward durch diese Einführung der französischen Sprache gestört. Alle nemlich, die an die Spitze eines Volkes gelangen und dasselbe in öffentlichen Verhandlungen zu vertreten gegen andere Völker fähig seyn wollten, mußten die Angewöhnung und Fertigkeit in allem Franzö-

sischen aufs Höchste zu treiben suchen. Dazu gehörte nun das Einflößen desselben mit der Muttermilch; dazu gehörten französische Mamsells und Hofmeister, französische Lehr- und Gebetbücher, französische Bücher überhaupt, französisches Schauspiel, Reisen nach Paris u. s. w. All dergleichen hieß nun gute Erziehung *). Alle aber, welche zu den höchsten Staatsämtern gelangen sollten, mußten so französirt werden, weil man doch keine besondere Gesandten-Caste bilden wollen, und nicht von jedem Kinde wissen konnte, welcher Posten ihm einmal werden würde; überdieß das Verhalten und Verhandeln der Gesandten doch auch stets daheim von Fürsten und ihren Dienern mußte erkannt werden können. Gute Erziehung mußte dieß aber heissen, weil man doch die Erziehung der Ersten eines Volkes unmöglich für schlecht, noch auch die Fügung in

*) Ja von der Güte der Erziehung giebt in dem Urtheil mancher Hochadelichen die ächte französische "Prononciation" einen Maaßstab ab. Je mehr sie z. B. "Approchement an die François de Nation" bemerken in der Näselung der Quinze, vingt, points, bien, desto mehr hat ihnen ein junger Mensch "Education."

die Anmaßung und Bequemlichkeit eines andern Volkes für Schmach und Wegwerfung erkennen konnte, ohne von ihr abzulassen. Hierdurch aber mußte eine Kluft entstehen zwischen den Ersten eines Volkes und dem großen "schlecht erzogenen" Haufen desselben. Volk und Pöbel war in den Augen der Großen bald eins. Was dem Volke lieb, theuer, schön war, war seinen Großen fremd, lächerlich, abgeschmackt, widrig. Mit französischem Dünkel sahen sie auf den Helotenhaufen herab, wie die Franzosen auf sie. Diese Haufen wurden nun im Kriege als walzende Lasten betrachtet, bey Verhandlungen über das "Interesse der Kronen und Thronen" und bey Länderabschätzungen wurden sie als Bodenpfleger mit auf die Güte des Bodens geschlagen. Ludwig XIV., der doch keine seinem Volke ihn entfremdende Erziehung erhalten, dachte eben so. Allein dieser hatte von Natur Liebe zum Krieg, auf seinem Todtenbette bekannte er: ich habe den Krieg zu sehr geliebt. Die Seele aller Frevelherrschaft: L'état c'est moi, war seine Behauptung. So bedurfte es denn bey ihm gar keiner fremden Erkältung des Herzens.

Anders mußte es seyn bey fortdauerndem Gebrauch der lateinischen Sprache in Staatsverhand-

lungen. Nur Männergespräch wäre diese geblieben und hätte sich nie zum Geplauder der Weiber und Kinder, zum Caffee-, Spiel-, Tanz- und Tischgespräch verbreitet. So blieben dann die Großen noch genug zu ihrem Volke hingezogen. Kein geborner Lateiner vermochte Geschmack und Kunst auszuhöhnen, nichtrömische Bildung zu verschreien und allein die römische als die wahre anzupreisen.

So tief und weitgreifend ist, was, ehe man die Erfahrung gemacht, so wenig zu bedeuten scheint. Was gesellschaftliche Gefälligkeit, was vorübergehender Geschmack schien, zieht endlich, um es vor sich und vor der Welt zu entschuldigen, oder wo möglich zu rechtfertigen, das Urtheil über die wichtigsten menschlichen Dinge auf seine Seite, bis der vertölpelte Gutmüthige endlich von seinem Verführer ins Gesicht verlacht wird, welches hinter seinen Rücken von allem Anfang geschehen war. Man höre *): "Eine "leichte Unterhaltung, worin eigentlich von nichts "die Rede ist, und Alles auf den Reitz der Wor-"te und Wendungen ankommt, kann großes Ver-"gnügen gewähren; und man darf es ohne An-

*) Stael Deutschl. Bd. I. Abth. 1. Cap. 9.

"maßung behaupten, Frankreich allein stelle diese "Unterhaltung auf. — Der Ausländer, der hier "die Franzosen nachahmen will, trägt die Unmo- "ralität stärker auf, zeigt sich leichtsinniger, als "sie, damit ja sein Ernst nicht die Grazie ver- "dränge, damit es ja seinen Aeusserungen und "Einfällen nicht an dem pariser Salz und Accent "fehle. — Man hält es in Wien für Sache des "guten Geschmacks, französisch zu sprechen; da "doch der Ruhm, und sogar das Gefällige "jedes Landes im Nationalgeist und "Nationalcharakter besteht. — Diese, dem "Scheine nach leichte, im Grunde aber despotische "Formen und Verabredungen, entscheiden über "das ganze Wesen des Menschen; sie ha- "ben allmählig und stufenweise alles untergraben, "die Liebe, den Enthusiasmus, die Religion; "Alles, ausser den Egoismus, den der Stachel "der Ironie nicht erreichen kann, weil er sich "zwar dem Tadel, nie aber dem Spotte bloß "giebt. — So bald man die Franzosen nachzuah- "men sucht, tragen sie über Alle und in Allem "den Sieg davon. — Dem geistreichen Franzo- "sen ist es auf Reisen nicht angenehm, bey frem- "den Nationen den französischen Geist zu finden. "Er sieht es weit lieber, wenn er auf Männer

"trifft, die mit der individuellen die National-
"Originalität verbinden. Die Modehändlerinnen
"in Frankreich pflegen den Bodensatz ihres Waa-
"renlagers nach den Colonien, nach Deutschland,
"nach dem Norden zu schicken. Gleichwohl suchen
"sie sich auf alle mögliche Weise die National-
"trachten eben dieser Länder zu verschaffen, und
"stellen sie mit Recht als elegante Nachahmungs-
"Muster auf. In fremder Literatur liebt der
"Franzose nur, was nicht französisch, was ein-
"heimische Schönheit ist". Das sind Worte aus
der frischen Quelle der guten Erziehung, ächte
französische, und Damenworte.

Um die geliebten Franzosen zu retten, kost' es auch, was es wolle, nehmen ihre Anbeter in Deutschland ihre Zuflucht sogar in die "Ideen-Welt" die ihnen doch sonst gar nicht gefallen will, so wenig als ihren Hochverehrten. Da endlich der Verruchtheit, der Schändung und Eintheilung gar zuviel geworden, und die gräßlichsten Frevel ohne Scheu und Schaam am Tage liegen, so heißt es nun: Nur das Laster müsse man hassen und verabscheuen, von ihm aber wohl die Lasterhaften unterscheiden, die denn doch sehr liebenswürdig wären, und obgleich alle Franzosen

freilich sehr verrucht gewesen, die von jeher auf der Bühne der Welt bekannt geworden, so müsse man doch immer Ausnahmen gelten lassen, und es sey gewiß, daß in Frankreich selbst gar viele edle und vortreffliche Menschen noch vorhanden, ja man dürfe so gar annehmen, daß die Guten sich vielmehr zurückgezogen und auf jeden Fall die Mehrzahl der leiblichen Nation reinsittlich sey. So vermag man denn Lug und Trug und Meineid und Niedertretung alles Rechts und aller Menschlichkeit, so vermag man den ungeheuersten Hochmuth und Uebermuth und die frechste Hab- und Genußgier in ihren bloßen Begriffen zu verabscheuen oder sich bloß als in der Luft schwebende Unholde zu denken, aber ihre Einfleischungen auf Erden findet man liebenswürdig. Ob man's wohl mit den ansteckenden Seuchen eben so macht? Giftige Fieber nur in ihren Begriffen flieht, nicht aber die davon Ergriffenen in den Lazarethen? — Ist hingegen von Recht, Sittlichkeit ꝛc. in Völkerverhältnissen, Verfassung, Verwaltung ꝛc. die Rede, ja, da heißt es, müsse man die Menschen nehmen, wie sie sind und sich nicht in "schönen Idealen" versteigen, sondern sich an das Wirkliche halten.

Auf Alles, was über Volksthümlichkeit und Sprachmengerey seit einigen Jahren erschienen, sich einzulassen, wäre offenbar zuviel; Alles aber mit Stillschweigen übergehen, wäre verdächtig. Einiges sey genug, zu zeigen wes Geistes Kinder die aufgetretenen Schutzredner sind. Folgende drey Stücke mögen dazu dienen.

Im Correspondenten von und für Deutschland 1815. No. 71—73., wo der Nichtpolitischen Einer, diesem für in der Aufschrift des Blattes zum Hohne, das in Deutschland durch ausländische Hurenjäger verprangerte Wort Mamsell zu retten sucht, zur schonenden Begrüßung gefallner Schönen, und wodurch er denn in aller Unschuld selbst sein Scherflein liefert zur Verprangerung des Worts, heißt es unter Andern: "Der Mensch gehört zuerst der Welt, der Menschheit, und dann erst seinem Vaterlande an. "Laßt uns sorgen über jenen Nationalitäts-Enthusiasmus nicht die weltbürgerlichen Bande zu "lösen, aus denen doch einzig [?] geistige und "sittliche Vervollkommnung, also Erreichung des "höchsten Daseyns-Zwecks, hervorgehen kann, "und einen allgemeinen Nationalhaß zu organisiren, der dem höchsten Moralprincip widerstrebt."

Will sich denn wohl Jemand der Welt oder der Menschheit versagen, entziehen, wenn er die Nachäfferey der Eigenheiten eines fremden Volkes vermeiden und die schon angenommenen abthun will? Auch zugegeben, daß die Stufenfolge richtig sey, erst der Welt, der Menschheit, dann erst seinem Vaterlande, so darf doch ja Welt und Menschheit nicht mit einem oder auch allen fremden Völkern verwechselt werden, so daß der Mensch eher jedem andern Volk, als Volk, angehöre, als seinem eignen. Doch vor allen Dingen müssen wir die eigentliche Meinung des Hrn. Verfassers, den Sinn seiner Worte, klar vor uns haben. — Was sind also "weltbürgerliche Bande?" Was läßt sich als solche nennen und nachweisen? — Was heißt diese Bande lösen? Steht dieses Lösen in der Menschen Macht und Willen? Wahrscheinlich, sonst könnte nicht davor gewarnt werden. — Sind diese Bande selbst auch Menschenwerk? Und welcher Menschen? Des ganzen Geschlechts oder einiger Anmaßlinge? — Wie kann aus "Banden" geistige und sittliche Vervollkommnung hervorgehn? — Sind sie Menschenwerk, Sache des Willens, so unterliegen sie auch sittlicher Beurtheilung, so muß gefragt werden: sind sie recht gemacht? — Ferner: was

heißt hier angehören? — Was heißt zuerst? — Worauf gründet sich Beides? — Was heißt ein allgemeiner National-Haß? Geht er auf alle Nationen? Nur auf die Eigenheiten derselben, wodurch sie eben Nationen sind, oder auf das, was alle miteinander gemein haben, auf das allgemein Menschliche, so daß er zugleich ein Selbsthaß des Hassenden wäre? Was heißt hier organisiren? Und hat dieß denn Jemand thun wollen? Der Hr. Verf. fährt fort: "Drey Sprachen bedarf die cultivirte Menschheit." — Was muß er wohl cultivirte Menschheit nennen? Die alten Griechen kann er unmöglich darunter zählen. Diese sind bloß mit ihrer Muttersprache zurecht gekommen, geworden und das ziemlich lange geblieben, was ihnen schon Jahrtausende eine ungemeine Verehrung gesichert hat. Der bekannte, gemeine Sinn von "Cultur" ist bey den Worten des Hrn. Verf. durchaus nicht passend. Die Phönicier, Aegyptier, Babylonier, Indier, Etrusker, Peruaner, Mexicaner, Chinesen, Japaner rc. und welche Völker denn nicht noch mehr, haben alle keiner drey Sprachen bedurft, um aus dem Stand der ursprünglichen Unschuld und Rohheit herauszukommen. Daß freilich gar manche Bildung dieser Völker vor dem Richterstuhl unse-

rer "Cultur" schlecht bestehen, ja wohl nach den ewigen Gesetzen der Sittlichkeit selbst, wenn einmal der Wissenschaft die Erkenntniß desselben gelungen ist, keine Gnade finden würde, ist wohl nicht zu bezweifeln. Dürften aber wohl auch die dreyer Sprachen bedürftigen "Cultivirten" vor diesem Gesetz sich sehr breit machen mit ihrer "Cultur?" — Mit allen diesen Fragen sucht man vergeblich nach des Hrn. Verf. Sinn in seinem Aufsatz. — Da er ausdrücklich "besonnen zu Werke zu gehen und sich vor Uebertreibung zu hüten" ermahnt, so hätte er vor allen Dingen mit eigenem guten Beispiel vorangehn sollen, also nicht thun sollen, als ob Jemand die französische Sprache habe "vertilgen" wollen; so hätte er den Gebrauch der Worte Jungfrau, Jungfer "bey" den untern Classen des Volks nicht für eine Entweihung derselben erklären; auch nicht zum Hervorsuchen altdeutscher Sitten auffordern und doch für Beybehaltung der "Mamsell" sprechen sollen. Die ungefallenen Mädchen Jungfern, Jungfrauen zu nennen und dieses Ehrenwort bey den Gefallenen wegzulassen, ist eine gute alte Sitte der Deutschen, der nur Geckencultur untreu geworden.

Das zweite, für Sprache und Schriften der Franzosen und für den fremden Mischmasch im Deutschen, sey eines Recensenten Herzenslüftung. S. Jen. allg. Lit. Zeitung 1814 Ergänzungsbl. Nr. 83 fgd. "Ihm [Wolke] nach hat die fran- "zösische Sprache nur 30000, die deutsche 200000 "Wörter. — So groß nun aber auch unser Ue- "bergewicht scheint, und so leicht nach H. W. "Anleit. neue Wörter zu Tausenden hervorzuwür- "feln sind: so kann [?] man doch immer fragen, "was für ein Reichthum der unserige seyn müsse, "da die Franzosen mit ihren angeblich 30000 "Wörtern nie ein fremdes Wort gebrauchen, und "doch durch ihre Sprache die Vermittler von ganz "Europa sind, und doch ein Humbold seine al- "les Wissen umfassende Reise darin schrei- "ben kann, indessen wir mit unsern 200000 "Wörtern und unserer unbegrenzetn Schöpferkraft "nicht 5 Minuten reden, und selten eine Seite "schreiben, ohne von dieser armen französischen "Sprache zu borgen"! — [Wenn eine Frage auch noch so offenbar ihre Antwort in sich enthielte und den Franzosen zu ihrem bête allemande noch so viele Veranlassung gäbe, so wird ein solcher Hüter der Schriftstellerey doch fortfragen, und immer suchen, was er in der Hand

hält, und den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen.] Er spricht weiter: "Wie die französi-"sche Sprache ""kein Freund der tiefern For-"schung""? die Sprache der tiefsinnigsten Geome-"ter, Astronomen u. s. w. von Europa; die Spra-"che früherer Metaphysiker als die Deutschen hat-"ten; in welche Voltaire Newtons Tiefsinn über-"setzen konnte (wir haben noch keinen übersetzten "Newton) in welcher unser Leibnitz seine Meta-"physik schreiben mußte; [??] in welcher Rous-"seau seine Hypermetaphysik schrieb: die Spra-"che nur ""seichtes Geschwätz""? Weil die "Franzosen zu verständig [ja wohl!] darüber "hinweg sind, sich mit transscendenten Kinder-"possen, mit naturphilosophischen Schwindeleyen "u. s. w. abgeben zu wollen, dürfen wir noch "immer in unserer Unwissenheit herumstolzieren, "sie könnten nicht? Die Franzosen verlangen, "wie Gott, daß Licht werde". Doch ist bey ihnen, wie's scheint, es werde und es ward nicht Eins. Die That würde das Können unumstößlich darthun und zeigen, was Nichtkönnen oder Nichtwollen sey.] "Dabey kämen aber un-"sere Träumer und Taschenspieler, die nur im "Dunkeln Etwas sind, zu kurz. Sie wissen "wohl, [so!] daß von ihren Wissenschaftslehren,

"ihren Naturphilosophien u. s. w. das Wahre "sehr einfach und alt, das Uebrige in eine Welt- "sprache übersetzt *) Unsinn ist; [wie Alles, was "thörigt ist vor der Welt] sie wissen wohl, daß "sie nicht mehr wissen als die Franzosen und So- "crates, nemlich Nichts. [In Bescheidenheit, Dünkel, Uebermuth und vornehmen Herabsehen auf Andere ist aber zwischen den Franzosen und Socrates ein himmelweiter Unterschied. — Was muß wohl in ihren Metaphysiken und Hyperme- taphysiken stehn, da sie — Nichts — wissen?] "darum machen sie, die weder deutsch noch grie- "chisch verstehen (man denke an das saubere "anoogisch) so gerne neue, besonders griechisch "scheinende Wörter; darum lästern sie und nen- "nen die französische Forderung der Deutlichkeit "Seichtigkeit." [Die Forderung nennen sie so? —]

Kann sich wohl die Leidenschaft und Par- teylichkeit stärker verrathen? Die Vorliebe für die Franzosen, die Erbitterung gegen die Deut- schen? Alle Metaphysik, auch die Hypermetaphy-

*) Was heißt eine Weltsprache? — Ist es Verdienst der Sprache Weltsprache zu seyn! — Was wird dazu erfordert? — Ist eine Weltsprache zum wissenschaft- lichen Vortrag besonders geeignet.

sik ist ihm recht, wenn sie nur von einem Franzosen oder französisch geschrieben ist. Welche Uebersetzungen die deutsche Sprache aufzuweisen habe, braucht nicht gerühmt zu werden. Warum wir aber noch keinen übersetzten Newton haben, mag er mit unsern Forschern, die sich nicht scheuen, um ihrer Wissenschaft willen fremde Sprachen zu lernen und große Werke in der Grundsprache zu lesen, so wie mit unsern bedachtsamen Verlegern ausmachen. — Weiter kühlt er nun sein Müthchen auf Kosten seines Rufes wissenschaftlichen Sachverständnisses, und fährt fort: "Haben wir eine so ästhetisch [!!] voll-"kommene, classische Naturgeschichte voll zahlloser, "auch sehr feiner moralischer, philosophi-"scher Begriffe. [Kämen diese in einer deutschen Naturgeschichte vor, welche Schwindeleyen und transscendente Kinderpossen würden es seyn müssen! und welcher bizarrer, unästhetischer und unclassischer Wirrwarr der Wissenschaften!] "und "herrlicher Beschreibungen wie Büffons *)? Ha-"ben

*) Z. B. Au lieu de nommer simplement le cheval, il dit: La plus noble conquête, que l'homme ait jamais faite, est celle de ce fier et fougueux animal. d'Alembert.

"ben wir denn eine so meisterhafte Gemäldebeschrei-"bung voll ästhetischer Entwickelungen, wie Di-"derots? [Der den rechten Franzosen aber in gar vielen Stücken ein Anstoß und aus der Art geschlagen war.] "Schrieb nicht Hemsterhuis "seine unendlich feinen metaphysischen Aufsätze in "schönem hellen Französisch? [Gnade Gott Hemsterhuis mit seiner unendlichen Feinheit, hätte er deutsch geschrieben!] "Ist nicht Rabelais und "Diderots Fataliste so wunderlich und humori-"stisch wie man nur verlangen kann? — [Welchen deutschen Humoristen wir Rabelais schon seit Jahrhunderten entgegen zu setzen haben, nach dem Urtheil eines der größten Humoristen, den wir ebenfalls aufzuweisen haben, ist bekannt.] "Und es liesse sich mit der französischen Sprache "nicht alles ausrichten, was vernünftiger "Weise von einer Sprache verlangt und ge-"wünscht werden kann? — Kolbe über Wort-"mengerey sagt darüber Vortreffliches, z. B. "S. 7 und 72."

Wenn man vernünftiger Weise nicht mehr von einer Sprache verlangen kann, als was die französische leistet, dann leistet die französische Sprache auch Alles, was man vernünftiger Wei-

se von einer Sprache verlangen kann. So wie wenn französischer Geschmack und Sitten vernünftiger Weise die rechten sind, dann auch die Franzosen aller Welt Muster darin seyn müssen. Da indessen Recensent Kolbe kennt, so wird er wohl auch wissen, was die französische Sprache leistet und was nicht, und was dagegen die deutsche leistet. — Vermittler von ganz Europa konnten die Franzosen immer seyn, wenn ihre Sprache auch noch viel ärmer gewesen wäre, sobald Europa, wie es bisher geschehen, französisch erzogen, in französischen Gedankengang, Gesichtskreis und überhaupt in die ganze französische Spießbürgerey eingeengt wurde. Möchte nur Gott in Zukunft die guten Dienste dieser ehrlichen Vermittler von Europa abwenden!

Endlich noch ein Wort über die tiefsinnigsten Geometer und Astronomen von Europa. In dem, was durch Meßkunde die Gestalt der Wissenschaft annimmt, und besonders so weit dergleichen nur nachgelernt, nicht erfunden wird, zeigt sich wohl Scharfsinn aber kein Tiefsinn. Wie denn überhaupt Geistesflachheit und grosse Kenntniß und Geschicklichkeit in der Meßkunde sich sehr wohl mit einander vertragen und oft genug bey-

sammen gefunden werden. — Von dem Tiefen gilt mit abgeänderten Worten dasselbe, was Schiller den Astronomen über das Erhabene sagt:

Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume,
Aber Freunde im Raum wohnt das Erhabene nicht.

Entdeckungen im Reiche der Dinge, Ahnen und Aufspüren der Einheit ihres All's, ihrer Gesetze, dazu gehört Tiefsinn und darin findet er sich, wenn dieß auch ins Meßbare fällt. Wer nun nur Kopernikს, Kepplers, Gallileis, Newtons, Leibnitzens Tiefsinn kennte, der müßte von dem Tiefsinn der französischen Geometer und Astronomen eine ungeheure Vorstellung bekommen, wenn er diese die tiefsinnigsten von Europa nennen hört.

Das dritte gedachter Stücke ist folgendes: Allg. Anzeiger d. D. 1815. N. 302.

Ueber den Gebrauch ausländischer Sprachen.

"Zu dem etwas sonderbaren Aufsatze des "Rectors Steuber zu Stollberg am Harze im a. "Anz. d. D. Nr. 273. erinnere ich nur, ob man "denn darum, weil man ausländische Sprachen "versteht, seine Muttersprache verächtlich finden,

"oder geringer schätzen müsse; und ob, wie in "andern nützlichen Dingen wohl nur selten der "Fall ist, bey dem Sprachstudium der Mißbrauch "sogar den Gebrauch aufheben oder besonders be"schränken solle. Wie weit darf etwa die so be"liebte Volksthümlichkeit in Beziehung auf "allgemeine Geistesbildung und Sittenveredlung "getrieben werden? — [Antw. In eigner Volksthümlichkeit kann und soll eben so wenig Geistesbildung gesucht oder getrieben werden, wenn's treiben heißen soll, als in irgend einer fremden. Alles sittlich Gebotene, alle Wahrheit, alles Recht ꝛc. soll angenommen und gepflegt werden um sein selbst willen aus innern Gründen der Sache und nicht wegen seiner griechischen, lateinischen, französischen ꝛc. Gestalt und Weise, auch darf keine dieser Weisen mit angenommen werden, aus dem einfachen Grund, weil es dann noch nicht angenommen, noch nichts Deutsches geworden, wäre, nur wenn es dieß geworden, dann kann es von den Deutschen angenommen, angeeignet, heißen. Eben so auch wäre es von den Schweden noch nicht angenommen, so lange es noch nicht schwedisch geworden wäre u. s. w.] "Ists er"laubt, das Gesammtinteresse aller Völker, fort"schreitende Humanität, durch freyen Verkehr

"und Verband derselben mit und unter einander, "dem Eigennutz eines einzelnen Volkes auf"zuopfern? — [Humanität, noch weniger fortschreitende Humanität, hat keinen haltbaren Sinn, wie es überhaupt jedesmal an deutlichen Begriffen mangelt, wo man keinen Ausdruck finden kann und darum sich mit fremden Worten helfen will. Was aber immer Gutes gefördert werden soll, wird nur in Freiheit gedeihen. Dieser widerspricht aber die Tonangeberey eines einzelnen Volkes eben sowohl, als die Frevelherrschaft seines Schwertes. Ausser dem höchsten Gut, im sittlichen Sinn, giebt es durchaus kein anderes eigentliches Gesammtinteresse aller Völker der Erde. Der Vortheil aller Völker ausser einem ist immer noch Eigennutz. Ansprüche für diesen wahren Gesammtvortheil widerstreiten aber dem Wesen der Sache, sobald sie irgend Etwas Gewaltsames an sich haben. — Als Bonaparte sich noch in Etwas scheuete, das Querstück von dem Lande seines heiligen Schutzes abzureissen, das die Weser- und Elbmündungen und die Nordseeküsten enthielt, da verlangte er, die Hanse-Städte sollten als — Gesammtinteresse Europa's unter den allgemeinen Schutz Europa's kommen. — So ist solche Allgemeinheit und Gesammtheit im-

mer Etwas bedenklich, wenn auch Anfangs Nichts Arges damit im Schilde geführt wird.] "Ist der "Mensch für den Staat oder sind die Staaten "für den Menschen da? — Und (um die verhaßten "Franzosen ganz aus dem Spiele zu lassen) darf "das Gute, das Edle, das Vollkommene "aus dem Gebiete des Geistes und der Materie "nicht unmittelbar auch von den Russen, den Po-"len, den Italienern, den Engelländern ꝛc. auf "uns Deutsche einwirken, sondern sollen wir aus "Liebe für Volksthümlichkeit immer erst warten, "was Natur und Kunst auf deutschen Boden selbst "hervorzubringen vermögen? — [Sagt uns lieber erst, wo das Gute, das Edle, das Vollkommne ist, das in der Schranzenweise an den Hof der Ludwige, die wir uns für Höflichkeit, für gute Sitten aufschwatzen liessen, das in den Perrüquen und Haarbeuteln, die wir für schöne Tracht angenommen, das in den Wendungen ihrer gleissenden Reden auf uns eingewirkt. Sagt uns erst warum die Franzosen uns unsere Worte und Weise gelassen, ob sie gleich die Entdeckungen unsers Koperniks, Kepplers, Guerikes, unsere Buchdruckerkunst, unsere Spinnräder und Taschenuhren wohl angenommen.] "So müßten wir denn "wohl gar die Chinesen Europa's werden."

"Welche abgeschmackte Albernheit werden die "Adepten des Deutschthums der vernünftigen "Welt [d. i. den Franzosensüchtigen] "noch zur "Schau stellen wollen? — In ihrer misologischen "Schule mag Kaiser Alexander noch keine großen "Fortschritte gemacht haben, der, als er dem "Herrn Langlé, Mitglied des Instituts und Con-"servator der orientalischen Manuscripte in der "königlichen Bibliothek zu Paris, den St. Wla-"dimir-Orden ertheilte, in dem Begleitungsschrei-"ben bemerkte: den Menschen die Mittel erleich-"tern, sich unter einander zu verstehen, heißt "sanft und sicher an Entwurzelung der National-"Vorurtheile [, deren Niemand größere hat, als die Franzosen] "arbeiten, die sie hindern sich ge-"genseitig Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. [welches wieder Niemand weniger thut als die Franzosen.]

B** H—d—b—g.

Welches Volk ist wohl am meisten auf dem Weg chinesisch zu werden in Europa? Eins, das durchaus in sich verliebt ist, und in Allem sich für das erste hält, — oder Eins das überall das Bessere im Ausland aufsucht und sein eignes Gute zu Haus übersieht?

Aecht französische Weise dieser Schutzredner ist es, daß während sie von Erbitterung gegen ihre Landsleute, von Vorurtheilen für die Franzosen ganz eingenommen sind, sie doch immer gegen den Haß gegen die Franzosen eifern. — Viel bewußtere und klar sehendere Beschützer müssen die Franzosen finden als diese, wenn der Glaube an sie noch länger in dem Maaße bestehen soll, als bisher.

"Wie er sich räuspert und wie er spukt,
Das habt ihr ihm trefflich abgegukt."

Dieß sagt, ich denke Schiller im Wallenstein, von der Nachahmung großer Männer, wie solche gewöhnlich getrieben wird. Vollkommen paßt dieß auf die Nachäfferey der Franzosen. Das Große selbst in großen Männern zu erkennen und nachzuahmen erfordert eigne Größe, und eigne Größe bedarf wiederum keiner Nachahmung und verschmäht sie. Welche innere Größe bieten aber auch die Franzosen dar. Alles, wodurch sie im Laufe der Geschichte bemerkbar sind, ist Betreiben ihres Selbstvortheils. Wem z. B. vermögen sie Luthern an die Seite zu setzen?

Auch von einmal erlangten Bürgerrecht spricht man zum Schutz der fremden Wörter, das man nun, ohne ungerecht zu seyn, einem solchen armen Worte nicht wieder nehmen dürfe. Ohne eine nothwendig sehr tiefe und weitläufige Untersuchung über das Recht dieses Rechtes und wie sie dazu gekommen anzufangen, sey es genug, um nur erst einen rechten Begriff von Einbürgerung zu veranlassen, nur im Vorbeygehn ein wenig auf die in Wahrheit Eingebürgerten hinzudeuten, wie sie mit den h. Kilianen, Columbanen und Bonifaciussen eingewandert sind, als: Bibel, Bischoff, Christ, Canzel, Capelle, Lorbeer, Kerker, Kirche, Kloster, Körper, Mönch, Natur, Nonne, Opfer, Orgel, Pilgrim, Pfaff, Pfarrey, Pfingsten, Pöbel, predigen, Probe, Punct, Regel, Schule, Tafel, Uhr ꝛc. mit ihren Ableitungen z. B. körperlich, Körperlichkeit, verkörpern, Verkörperung. Wie mögen mit diesen Wörtern auch die Totalitäten, Urbanitäten, Humanitäten, die Ideen, Idealismusse und Patriotismusse, die Constitutionen und Pensionen, die Excellenzen und Corpulenzen, die Contenancen und Connoissancen, die Arrangements und Engagements ꝛc. eine Vergleichung ihrer Einbürgerung aushalten?

Unverständlichkeit fürs ganze Volk steht den Wörtern Bibel, Christ, Kirche ꝛc. längst nicht mehr entgegen; auch wird ihnen schwerlich Jemand Etwas Fremdes anhören, der sie nicht schon als griechische und lateinische kennt; ihre Ausstossung möchte überdieß, fast unmöglich seyn. Diese Wörter sind eingewachsenen Pfropfreissern zu vergleichen. Ob aber auch diese Pfropfung Veredlung zu nennen, wie die der Baumgärtnerey, ist dennoch die Frage. Eine Stärkung des Baumes sind die Pfropfreisser überall nicht, auch keine Mehrung des Wuchses. Der Wirthschafter aber nennt veredelt auch wohl die gekappten Hähne, Ochsen und Schweine.

Der offenbarsten Ohr- und Augenfälligkeit entgegen behaupten die Vertheidiger der Wortmengerey größern Wohlklang und Einklang von der Einmischung der fremden Wörter im Deutschen als von der Einheit und Lauterkeit der Sprache; ja sie beschuldigen sogar die Reinheitseiferer einer "babylonischen Verwirrung". Dieses Unglaubliche ist wirklich schwarz auf weiß vorhanden, — man sehe die Vorrede zu Petri's Verdeutschungswörterbuch. — Auf wen paßt nun wohl das Gleichniß vom Balken im Auge?

Wären die fremden Wörter auch an sich wohlklingender als die deutschen, so könnte schon die gestörte Einheit kein unverwöhntes Ohr für wohllautend halten. Wer sollte aber wohl in Aerostaten, Meteorologie, Parallaxen, in Retrangschemangs, Scharschen, Passaschen, Decadançen besondern Wohlklang finden? Dagegen brauchen sich die übellautendsten deutschen Wörter, die aus Zusammensetzungen entstehen, als: Strickstrumpf, Schwanzschraube, Angstschweiß, Pfropfreiß, Zwölfpfünder, Zwirnsknäuel rc. nicht zu verkriechen. Welcher Geschmack aber gehört überhaupt dazu, um Imperturbabilität, Irrespirabilität, Transscendentalität, Heterogeneität, Dephlogistisation, Individualisation, Latitudinarism, Interpretationsmethoden rc. dulden zu können? Eben so könnte auch Plausibilificabilität Statt finden, wie man schon zu Wien Bergwerksproductenverschließcommissions-Lotterieloose hat. — Einen Beweis, wie Leute mit einer armen Sprache sich helfen, wenn sie von ganzem Herzen das Fremde verschmähen und den Einklang ihrer Rede nicht verwelschen mögen, liefern folgende Worte, die nichts weniger als sachbezeichnend sind: Fayence, Gazette, Guillotine, Mansard, Pasquill, Pistole, Bayonett. Welche Worte dieser Art finden sich

wohl im Deutschen ausser dem Worte Thaler? — Die angeführten Wörter können die Deutschen indeß alle sachbezeichnend nennen mit: Afterporcellan, Zeitung, Fallbeil, Bruchdach, Schmähschrift, Faustbüchse oder Handbüchse, Flintenspieß.

Die Anfertiger der Verdeutschungswörterbücher und andere Warmhalter des eingeschwärzten bannwidrigen Welschgutes (Barbarisms) wollen wenigstens das einmal Uebliche nicht fahren lassen. Ohne welches sie freilich auch keine Verd. W. Bücher zum Markte bringen und sich bey ihrem Pfeifchen das Biergeld nicht verdienen könnten. — Denn Hufeland, der Arzt, hätte in seinem von Welschsüchtigen "Makrobiotik" getauften Buche die Fertigung von Verdeutschungswörterbüchern, wie die vorhandenen sind, in der Leichtigkeit der Geistesarbeit, wenigstens nach Campes Vorgang, noch über die Uebersetzungsarbeiten setzen dürfen. — Die Beybehaltung kann sich aber auf keinen andern Grund stützen als die Einmischung; ist die Einmischung verwerflich, so ist es noch mehr die Beybehaltung. Nicht der Augenblick der ersten Einführung ist der wahre Schaden, den das fremde Wort stiftet, sondern sein dauernder Gebrauch, seine Beybehaltung.

So stellt Petri in der Vorrede seines V. W. Buchs als Grundsatz auf: Was einmal üblich ist muß bleiben, wofern es nicht durch ein völlig gleichbedeutendes und gleichwohllautendes deutsches verdrängt wird. Sonach hätten sich die Deutschen nicht nur in ihrem Lande und Hause, sondern auch in ihrem Kopfe um das Recht da zu seyn mit den Franzosen erst zu schlagen und auch hier ein entrissenes Elsas und Lothringen als französische "Integrität" zu "respectiren". — Ob aber wohl Hr. Petri diesen Grundsatz in eines Grundsatzes Kraft und Macht gemeint und auch bedacht hat, was Alles in dem seinigen liegt?

Allen Kennern mehrerer Sprachen ist bekannt: 1) daß nicht alle Sprachen einen gleichgroßen Wortreichthum haben; die französische z. B. 28000, nach Andern 30000, — die deutsche 80000, nach Andern 100000, 120000, nach Wolke 200000; 2) daß die Worte in ihren Bedeutungen an Reichthum, Verwandtschaft und Mischung die größte Verschiedenheit darbieten, daß also nur äusserst wenige Worte zu finden seyen, die in allen Sprachen an Umfang und Mischung ihrer Bedeutung einander ganz gleich kommen, des Wohllauts zu geschweigen. Soll

nun sein aufgestellter Grundsatz ein wahrer Grundsatz, also allgemein seyn, so folgt daraus entweder, daß eine jede Sprache aus allen übrigen, todten und lebendigen, alle Worte in sich aufnehmen müsse, die sie von ganz gleicher Bedeutung nicht selbst hat; also würde die französische z. B. in ihre 30000 Wörter schon allein aus der deutschen über 100000 in sich aufzunehmen bekommen, und was nun noch aus allen übrigen europäischen, asiatischen, africanischen, americanischen, südindischen alten und neuen Sprachen? Was hier die französische, hätte gleicher Maaßen auch jede andere zu thun. Oder wollen wir nach den bloßen Worten seines Grundsatzes nur bey der Beybehaltung des Ueblichen stehen bleiben, so muß uns Alles heilig seyn, was blinder Zufall oder Gedankenlosigkeit und eitle Geckerey Fremdes einschleifen, daß wir es ja nicht abbringen. — Soll aber sein Grundsatz kein eigentlicher Grundsatz seyn, der als allgemeine Wahrheit von der Mischung in allen Sprachen gälte, sondern nur ein Gebot für die Deutsche, so wie Deutschland "das Duellantengehölz der Potentaten Europa's nach J. P." ist, so hat er seinem Grundsatz den Grund dieser Einschränkung einzufügen vergessen.

Als sicheres Ergebniß der Geschichte scheint aus Allem, was seit Jahrhunderten in Deutschland über Sprachreinheit und Wortmengerey untersucht und für erstere gethan worden ist, soviel angenommen werden zu dürfen: daß alle und jede Einmischung entbehrlich, aber auch alle und jede Bemühung das Eingemischte wieder wegzuschaffen vergeblich, und zwar je länger je mehr vergeblich, folglich auch jetzt vergeblicher als etwa zu Harsdörfers Zeit sey und zur Zeit der Errichtung der deutschen Gesellschaften, die diese Wegschaffung sich zum Zweck gemacht. Ist eitle Willkühr die Ursache dieser Mengerey und nicht die Mangelhaftigkeit oder Unbehülflichkeit der deutschen oder die Vortrefflichkeit der andern Sprachen, so hilft auch kein Nachweisen der gegenseitigen Spracheigenschaften und kein Aufzeigen und Herbeyschaffen von Ersatzwörtern dem Uebel ab. — Helle und richtige Einsicht behält indeß immer ihren Werth an sich, auch wenn sie nichts bewürkt, und so muß auch diese eitle Willkühr und die Nichtigkeit der versuchten Vertheidigungen der Wortmengerey ins Licht gesetzt werden. Es ist dieses sich selbst genug.

Bleibe denn dem alltäglichen Gespräch, dem Briefwechsel, den Gerichts-, den Staatserwerbs-

und Wirthschaftsschriften das fremde und veraltete Gemisch. Der Deutsche ist nun einmal zu sehr von dem Selbstgefühl oder Eigendünkel verlassen, welcher andere Völker abhält den Fremden nachzubuhlen, und Einsicht und gesunder Sinn, diese bessern Quellen des Rechten, sind zu selten von der großen, allverbreiteten Stärke, als daß sie eine Umkehrung des hergebrachten und Gewohnten bewirken sollten.

Warum aber mag von seinem wissenschaftlichen Vortrag des Deutschen Liebe und Verehrung der Wissenschaften nicht schon längst das unwürdige Gemisch entfernt haben? Aus den Werken der Kunst, aus allen Gedichten, den Knüttelvers ausgenommen, diesen Hanswurst unter den Versen, ist es verbannt. In jeder feierlichen Rede halten wir es für unzierend; in keinem Gebete, in einer Predigt, in keiner Bibelübersetzung finden wir es zulässig. Dünkt uns denn ein Lehrbuch nicht so edel als ein Rheinwein- oder Liebeslied? — Wie müßte es lauten, wenn wir, sey es auch in einer Hofkirche, von der Kanzel hörten: Notorisch groß ist das gottselige Geheimniß, Gott hat sich decouvriret im Fleisch; — Er hat durch seines Sohnes Menschwerdung uns

seine

seine Liebe garantirt; — Die Taufe ist die Alliance eines guten Gewissens mit Gott; — Es ist eines guten Christen Devoir; — Der Bußfertige habe doch oft noch das Sulasch'mang, daß dieß oder jenes nicht à dessein geschehen; — Christus habe stets die Tendenz gehabt, ein ideelles Reich Gottes zu établiren; rc. — Oder wenn man in den Kirchen hoher Schulen auf der Kanzel Synthesen, Analysen, Principien, Positives, Negatives vorbringen hörte, dessen Verständniß daselbst doch auch vorausgesetzt werden dürfte?

Was aber noch viel wichtiger als die Unwürdigkeit einer solchen unreinen Sprache für den wissenschaftlichen Vortrag ist, ist deren Schädlichkeit für das Gedeihen des Wissens selbst. Wenn es einmal, was von allen Sprach- und Seelenforschern behauptet wird, mit der engen Verbindung der Worte und Gedanken seine Richtigkeit hat, so kann kein lebendiges Wissen zu Stande kommen als in der Muttersprache, und nur in dem Denken und Sprechen in seinem Wachsthum ganz gleichen Schritt hält. Wozu denn wiederum eine Ursprache, eine wahrhaft lebendige und noch fortwachsende, vor den geborgten und abgestümmelten

Sprachen am tauglichsten ist. Ein todtes Wissen ist ja ohnedieß kein Wissen und kann keine eigentliche Wissenschaft werden. Unreife Gedanken und geborgte Worte sind die Bestandtheile der seitherigen Kartenhäuser von Wissenschaften. Mit geborgten Worten läßt sich allenfalls im alltäglichen Leben über Dinge, die das Auge sieht und die Hand greift, ohne Unverständlichkeit oder Mißverständnisse zurecht kommen, nicht aber wo statt Hand und Aug nur unmittelbares Bewußtseyn und das Stete der ganzen Geistigkeit Gewißheit, Sicherheit geben kann. Wissen im engen, strengen Sinn bleibt immer Sache der Schule, wenigstens in seinem Werden und gepflegt werden; dennoch aber soll es dem Leben nicht fremd seyn, und wo die Schule nicht ins Leben eingreifen und darin wandeln kann, da soll das Leben in die Schule eingreifen und darin wandeln. Weit entfernt also, daß bey aller übrigen Sprachreinheit zum wenigsten dem wissenschaftlichen Vortrag das Borgen zu gestatten sey zu seinen Kunstausdrükken, also zu den Worten, die das eigentlichste Wissenschaftliche enthalten, muß hier gerade fremdes Gut am wenigsten zulässig seyn. Gegen die geborgten wissenschaftlichen Kunstausdrücke vereinigt sich Alles, was nur der Sprachmengerey irgend entgegen-

steht: Das Unwürdige des Gemisches, das Lose, Schlotterichte, Unbestimmte des Sinns des Geborgten, das Oberflächliche, nicht tief genug Eingehende, oder der Mangel an Einheit des Wortes und Gedankens. Alles, Alles streitet hier gegen das Wesen des Wissens. — Schon das Lehren und Lernen des gemeinen Rechnens würde besser von Statten gehen, wenn die Kinder in den Worten addiren, subtrahiren ꝛc. nicht neue Thore anzugaffen bekämen, wogegen der Versuch mit zuzählen, abzählen ꝛc. leicht zu machen ist. Wenn gerade in den Kunstausdrücken der Hauptinnhalt der Wissenschaft liegt und hier durchaus die Sprache an Borgerey krankt, welches Lehren und Lernen und welches Gedeihen des Denkens selbst ist da zu hoffen? —

Plato, der des festen Glaubens war, es müsse zum Erwecken und Fortpflanzen des (rechten) Wissens der Vortrag durchaus der mündlichen Wechselrede so nahe als nur möglich kommen, wäre gewiß ganz gegen den Gebrauch der todten, geborgten Schulsprache gewesen. Plato ist seit mehr als 2000 Jahren in dem Wissen, das diesen Namen verdient, noch immer nicht übertroffen. Denn unsere Augenrüstungen für die

Nähe und für die Ferne, einige Haupt- und Neben-Sterne mehr, ein Tausend Nebelflecken noch dazu, unsere Luftfahrten, Erdumseglungen, Luftpumpen, Magnetnadeln, Erregungswerke der Bernsteinkraft und der ganze Mundus in nuce unserer Versuchemacher ist wohl eine Vergrößerung der Aufgabe des Wissens und eine Erweiterung unseres Erfahrungskreises; aber Erfahren und Wissen ist ja eben zweyerley.

Um aber auf dem breiten Weg der Mengerey und Borgerey im Denken und Darstellen nicht mehr zu wandeln, ist es keineswegs genug, die seitherigen geborgten Kunstausdrücke nur zu übersetzen, oder sie sonst Wort für Wort durch deutsche Klänge zu ersetzen, wozu sich die reiche und bildsame deutsche Sprache allerdings gebrauchen läßt. Denn diese geborgten Kunstausdrücke kranken ja eben an Schlotterigkeit, Oberflächlichkeit, Unbestimmtheit und so auch das durch sie bezeichnet seyn sollende Wissen. Es würde also durch dieses Uebersetzen das Uebel in der Sache selbst mit übergetragen und fortgepflanzt. Auch bloß nach der Eigenthümlichkeit der Sprache beurtheilt erscheinen die neugeprägten Ersatzwörter meistens seltsam, abentheuerlich, unbehülflich, schleppend,

welches, da doch die meisten treue Uebersetzungen der fremden sind, nichts weniger als Schuld der deutschen Sprache ist, sondern Aufdeckung der den geborgten eigenen Seltsamkeit und Untauglichkeit; so wie die vermeintlich wohlklingenden Worte des Auslands in ihrem Buchstabenschwall am Tage liegen, wenn sie deutsch geschrieben werden. Die Knabenführe muß uns, wo nicht eine seltsame, doch unzulängliche Bezeichnung dünken; es ist aber die treue Uebersetzung von Pädagogik ohne den verbessernden Zusatz: Kunde oder Kunst, den unsere übersetzenden Reinheitseiferer sonst noch anzufügen pflegen.

An die deutschen Ersatzworte der geborgten machen die Hüter der *letztern* viel strengere Forderungen als an diese ihre Schooskinder, sie schreien über eine Untauglichkeit dieser deutschen, welche doch keine andere ist als die der griechischen, lateinischen rc., deren treue Nachbilder und Uebersetzungen sie sind, die sie aber, durch den gelehrten Klang bestochen, in diesen hegen und verfechten. Ihre Forderungen selbst sind an sich keineswegs zu groß oder unbillig, daß ein Wort sachbezeichnend, gedankengleich, spracheigen sey, sind unverlaßliche Eigenschaften vor Allem

in wissenschaftlicher Rede, denn nicht die Kleider unserer Gedanken sind die Worte, bey denen wilder Geschmack und Willkühr auch an Reifröcken, Pluderhosen, Allongen ꝛc. einmal sein Wohlgefallen finden könnte, sondern sie sind Haut und Geäder der Gedanken und beide zusammen machen erst das Ganze und Eine der Geistigkeit aus, in welcher das Denken und Dichten der Kunst, der Wissenschaft, des Glaubens, der Andacht, das Edelste ist und am wenigsten das Willkührliche verträgt. Es ist darum auch kein Wunder, daß das Bemühen der neuen Wortschöpfer so wenig Glück macht.

Wie aber soll man es nun machen, wenn man den breiten Weg des Mengens und Borgens und doch auch den nicht viel schmäleren des Uebersetzens und Wort für Wort Ersetzens nicht mehr gehen soll? — Man muß den Weg des Entstehens aller Sprache und alles Denkens nicht verlassen. Wenn Sprechen und Denken unzertrennlich sind, wenn beide nur mit einander wachsen und gedeihen, und beide einem Stamme zu vergleichen sind, der Knospen, Zweige, Blätter, Blüthen und Früchte treibt, oder einem nach Thierweise vom ungebornen Keim bis zur Manns-

größe wachsenden Leibe, so dürfen wir unbesorgt seyn, der Tropfen Geist und sein Gefäß werden eins mit dem andern wachsen und sich hegen und pflegen. Stetes Leben, Licht und Grund, von dem unser Denken nie abkomme, sey unsere Sorge. Das in der Muttersprache Gedachte lebt mit dem Volk und ist weit mehr als Schulgerümpel. — So geschwind freilich als unsere jetzigen Kartenhäuser von "Systemen" wird dann nichts mehr gebaut werden, aber auch nichts so geschwind wieder einfallen, noch von den Baulustigen selbst umgeworfen werden, um nur immer bauen zu können. — Ob im eigentlichen Wissen überhaupt nur zu bauen sey? — ob dieses nicht wachse — und aus seinen Eichen und Tannen erst Balken und Breter hergenommen werden zu den Gebäuden unserer "Brodstudien" nach unsern Bedürfnissen? — Mit jedem deutlichen, neuen Gedanken wird uns auch ein neuer Ausdruck aus der triebreichen Ast- und Zweigfülle unserer Muttersprache hervorsproßen, in und mit welcher ja auch unsere übrigen Gedanken entstanden sind uns leben, und wo wir uns noch nicht recht ausdrücken, unsern Gedanken noch mit keinem Worte fassen können, da laßt uns auch noch keines rechten Gedankens uns für versichert halten. Schon

dadurch werden die Wortkämpfe und die steten Klagen, nicht verstehen zu können und nicht verstanden zu werden, abnehmen. Warum sollten nicht die Deutschen, in Sprache gleich den Griechen befähigt, auch können, was die Griechen konnten?

Die Ersprießlichkeit der gänzlichen Enthaltung von fremden Worten im wissenschaftlichen Vortrag würde im vollen Lichte sich am besten durch ein ganzes Werk zeigen, welches ohne die Krücke der Uebersetzung eingerosteter Schul- und Kunstausdrücke eben so ächt und rein deutsch gedacht als geschrieben wäre. Die volle Möglichkeit der Sache wird sich indeß schon aus einer Umarbeitung einiger Stücke der jetzigen gemengt geschriebenen Werke ergeben. Der volle Sinn muß in solcher Umarbeitung bleiben; die fremden Worte dürfen nicht übersetzt werden; Worte jedoch, für welche völlig gleich bedeutende deutsche vorhanden, die auch durchaus üblich sind, für welche der Verfasser also ohne allen Schein von Noth fremde gesetzt hatte, können nicht für übersetzt angesehen werden. Ich wähle Stücke aus entschieden wissenschaftlichen Werken und bey deren Verfassern gänzliche Gewohnheit der Wortmengerey vorauszusetzen. Das erste sey aus

Kants Critic der reinen Vernunft. S. 214. d. 3ten Aufl.

Wenn alle *Realität* in der Wahrnehmung einen *Grad* hat, zwischen dem und der *Negation* eine unendliche Stufenfolge immer minderer *Grade* Statt findet, und gleichwol ein jeder Sinn einen bestimmten *Grad* der *Receptivität* der Empfindungen haben muß; so ist keine Wahrnehmung, mithin auch keine Erfahrung möglich, die einen gänzlichen Mangel alles *Realen* in der Erscheinung, es sey unmittelbar oder mittelbar, (durch welche Umschweife im Schließen man immer wolle,) bewiese, d. i. es kann

Wenn Alles, was ist, in der Wahrnehmung eine gewisse Größe hat, zwischen welcher und dem Nichts eine zahllose Verschiedenheit minderer Größe Statt findet und gleichwol ein jeder Sinn sein bestimmtes Maaß der Wahrnehmungskraft haben muß; so ist keine Wahrnehmung, mithin auch keine Erfahrung möglich, die ein gänzliches Nichts in der Erscheinung, es sey unmittelbar oder mittelbar, bewiese, d. i. es kann aus der Erfahrung niemals ein Beweis vom leeren Raum oder einer leeren Zeit gezogen werden. Denn ein völliges

aus der Erfahrung niemals ein Beweis vom leeren Raum oder einer leeren Zeit gezogen werden. Denn der gänzliche Mangel des *Realen* in der sinnlichen Anschauung kann erstlich selbst nicht wahrgenommen werden, zweytens kann er aus keiner einzigen Erscheinung und dem Unterschied des *Grades* ihrer *Realität* gefolgert, oder darf auch zur Erklärung derselben niemals angenommen werden. Denn wenn auch die ganze Anschauung eines bestimmten Raumes oder Zeit durch und durch *real*, d. i. kein Theil derselben leer ist; so muß es doch, weil jede *Realität* ihren *Grad*

Nichts kann durch sinnliche Anschauung erstlich selbst nicht wahrgenommen werden, zweytens kann es aus keiner einzigen Erscheinung und dem Mehr oder Minder ihres Gehalts gefolgert, oder darf auch zur Erklärung derselben niemals angenommen werden. Denn wenn auch ein bestimmter Raum oder Zeit, die wir vor uns haben, gänzlich ausgefüllt befunden würde; so muß es doch, weil jedes Ausfüllende mehr oder weniger gehaltreich seyn kann, so daß es bey stets gleichem Umfang doch an innern Gehalt nach unendlichen Stufen bis zum Nichts (dem Leeren) abnehmen kann, dem Gehalt nach

hat, der bey unveränderter extensiven Größe der Erscheinung bis zum Nichts (dem Leeren) durch unendliche Stufen abnehmen kann, unendlich verschiedene Grade, mit welchen Raum oder Zeit erfüllt sey, geben, und die intensive Größe in verschiedenen Erscheinungen kleiner oder größer seyn können, obschon die extensive Größe der Anschauung gleich ist.

Wir wollen ein Beyspiel davon geben. Beynahe alle Naturlehrer, da sie einen großen Unterschied der Quantität der Materie von verschiedener Art unter gleichen Volumen (theils durch das Mo-

ein unendliches Mehr oder Minder der Stärke oder Schwäche der Ausfüllung einer stets gleich großen Zeit oder Raumes geben. — Oder viel kürzer: Ein stets gleich großer, und ganz voller Raum oder Zeit kann dem Gehalt nach unendlich mehr oder weniger voll seyn.

Wir wollen ꝛc. Beynahe alle Forscher des Gegebenen, da sie einen großen Unterschied des Gehalts des Stoffes von verschiedener Art unter gleichen Umfang (welches theils die Schwere oder das Ge-

ment der Schwere, oder des Gewichts, theils durch das Moment des Widerstandes gegen andere bewegte Materien) wahrnehmen, schließen daraus einstimmig: dieses Volumen (extensive Größe der Erscheinung) müsse in allen Materien, ob zwar in verschiedenem Maaße, leer seyn *). Wer hätte aber von diesen größtentheils mathematischen und mechanischen Naturforschern sich wohl jemals einfallen lassen, daß sie diesen ihren Schluß lediglich auf eine metaphysische

wicht, theils der Widerstand gegen andere bewegte Stoffe anzeigt) wahrnehmen, schließen daraus einstimmig: dieser Umfang (die Größe der Ausdehnung des Stoffes) müsse in allen Stoffen, ob zwar in verschiedenem Maaße, leer seyn. Wer hätte aber von diesen Forschern des Gegebenen, von denen die Meisten sich bloß dem Meßbaren und Handgreiflichen verschworen haben, sich wol jemals einfallen lassen, daß sie diesen ihren Schluß bloß auf eine Voraussetzung gründeten, die uns von kei-

*) Daß nicht die Wissenschaftlichkeit des Innhaltes selbst, sondern nur die Sprache hier Sache der Umarbeitung ist, brauchte wohl kaum erinnert zu werden.

Voraussetzung, welche sie doch so sehr zu vermeiden vorgeben, gründeten? indem sie annehmen, daß das *Reale* im Raume (ich mag es hier nicht Undurchdringlichkeit oder Gewicht nennen, weil dieses *empirische* Begriffe sind,) allerwärts einerley sey, und sich nur der *extensiven* Größe d. i. der Menge nach unterscheiden könne. Dieser Voraussetzung, dazu sie keinen Grund in der Erfahrung haben konnten, und die also bloß *metaphysisch* ist, setze ich einen *transscendentalen* Beweis entgegen, der zwar den Unterschied in der Erfüllung der Räume nicht erklären soll, aber doch

ner Wahrnehmung gelehrt wird, welches sie doch so sehr zu vermeiden vorgeben? indem sie annehmen, daß, was den Raum erfülle (ich mag es hier nicht Undurchdringlichkeit oder Gewicht nennen, weil dieß Begriffe sind, die uns bloß die Wahrnehmung liefert) allerwärts einerley sey, und sich nur der Ausdehnung, d. i. der Menge nach unterscheiden könne. Dieser Voraussetzung, zu der sie keinen Grund in der Erfahrung haben konnten, und die also die Erkenntniß bloß aus sich selbst macht, setze ich einen Beweis aus dem innersten Kreis unserer Erkenntniß entgegen, wo dieselbe Etwas Gegebe-

die vermeinte Nothwendigkeit jener Voraussetzung, gedachten Unterschied nicht anders, als durch anzunehmende leere Räume, erklären zu können, völlig aufhebt, und das Verdienst hat, den Verstand wenigstens in Freyheit zu versetzen, sich diese Verschiedenheit auch auf andere Art zu denken, wenn die Naturerklärung hiezu irgend eine Hypothese nothwendig machen sollte.

nes noch gar nicht berührt, welcher Beweis den Unterschied in der Erfüllung der Räume zwar nicht erklären soll, aber doch die vermeinte Nothwendigkeit jener Voraussetzung, gedachten Unterschied nicht anders als durch anzunehmende leere Räume erklären zu können, völlig aufhebt, und das Verdienst hat, den Verstand wenigstens in Freyheit zu versetzen, sich diese Verschiedenheit auch auf andere Art zu denken, wenn die Sacherklärung hiezu irgend eine muthmaßende Annahme nothwendig machen sollte.

Ebendas. S. 595.

Des 2ten Buchs der transscendentalen Dialectik 3tes Hauptstück.

Das Ideal der reinen Vernunft.

1ter Abschnitt.

Von dem Ideal überhaupt.

Wir haben oben gesehen, daß durch reine Verstandesbegriffe, ohne alle Bedingungen der Sinnlichkeit, gar keine Gegenstände können vorgestellt werden, weil die Bedingungen der objectiven Realität derselben fehlen, und

Des 2ten Buchs der Forschkunst einer Erkenntnißweise ohne Wahrnehmung eines Gegebnen 3tes Hauptstück.

Wie sich das ganz Vollkommne allseitig bestimmt ohne Wahrnehmung denken lasse.

1ter Abschnitt.

Von einem solchen allseitig bestimmten ganz Vollkommnen überhaupt.

Wir haben oben gesehen, daß durch reine Verstandesbegriffe, ohne alle Bedingungen der Sinnlichkeit, gar keine Gegenstände können vorgestellt werden, weil ihnen das zu wirklich vorhandenen Dingen Erforderliche fehlt, und

Nichts, als die bloße Form des Denkens in ihnen angetroffen wird. Gleichwol können sie *in concreto* dargestellt werden, wenn man sie auf Erscheinungen anwendet; denn an ihnen haben sie eigentlich den Stoff zum Erfahrungsbegriffe, der Nichts als ein Verstandesbegriff in concreto ist. Ideen aber sind noch weiter von der objectiven Realität entfernt, als Categorien; denn es kann keine Erscheinung gefunden werden, an der sie sich in concreto vorstellen ließen. Sie enthalten eine gewisse Vollständigkeit, zu welcher keine mögliche empirische Erkenntniß zulangt, und die Vernunft

hat

Nichts, als bloße Denkgebilde in ihnen angetroffen werden. Gleichwol können sie in allseitiger Bestimmtheit dargestellt werden, wenn man sie auf Erscheinungen anwendet; denn an ihnen haben sie eigentlich den Stoff zum Erfahrungsbegriffe, der Nichts, als ein ganz ausgeführt sich vorfindender Verstandesbegriff ist. Vernunftvorstellungen sind aber von wirklichen Dingen noch weiter entfernt, als Verstandesbegriffe; denn es kann keine Erscheinung gefunden werden, an der sie sich ganz ausgeführt vorstellen ließen. Sie enthalten eine gewisse Vollständigkeit, zu welcher keine mögliche Wahr-

neh-

hat dabey nur eine systematische Einheit im Sinne, welcher sie die empirische mögliche Einheit zu nähern sucht, ohne sie jemals völlig zu erreichen.

nehmungserkenntniß zulangt, und die Vernunft hat dabey nur eine Theileinheit im Sinn, welcher sie die im Wirklichen mögliche Einheit zu nähern sucht, ohne sie jemals völlig zu erreichen.

Aber noch weiter, als die Idee, scheint dasjenige von der objectiven Realität entfernt zu seyn, was ich das Ideal nenne, und worunter ich die Idee nicht bloß in concreto, sondern in individuo, d. i. als ein einzelnes, durch die Idee allein bestimmbares, oder gar bestimmtes Ding verstehe.

Aber noch weiter als die Vernunftvorstellung, scheint dasjenige von der Wirklichkeit entfernt zu seyn, was ich ein Bild des ganz Vollkommnen nenne, worunter ich die Vernunftvorstellung nicht bloß ausgeführt, sondern als ein einzelnes durchaus und allseitig bestimmtes Ding verstehe.

Aus Schelling von der Weltseele. S. 202.

Von den negativen Bedingungen des Lebensprocesses.

Die negative Bedingung des Lebensprocesses ist ein Antagonismus negativer Principien, der durch den continuirlichen Einfluß des positiven Princips (der ersten Ursache des Lebens) unterhalten wird.

Soll dieser Antagonismus im lebenden Wesen permanent seyn, so muß das Gleichgewicht der Principien in ihm continuirlich gestört

Von den innern *) Bedingungen des Lebens.

Die innere Erforderniß des Lebens im lebenden Wesen ist ein Genstreben innerer Kräfte, der durch unaufhörliche Einwirkung der äußern Lebensursache (der ersten Ursache des Lebens) unterhalten wird.

Soll dieses Gegenstreben im lebenden Wesen ununterbrochen bestehen, so muß das Gleichgewicht der gegen einander wirkenden Ursachen unaufhörlich gestört wer-

*) Daß die negativen Bedingungen d. L. dem Verf. innere Bedingungen sind, erhellet aus S. 194.

werden. Davon kann nun der Grund abermals nicht im lebenden Individuum selbst liegen. Es zeigt sich hier aufs neue der ursprüngliche Gegensatz zwischen Pflanze und Thier. Da in der Pflanze ein desoxidirender Proceß unterhalten wird, so wird das Gleichgewicht in der Pflanzenorganisation gestört werden, durch eine Ursache, welche allgemein fähig ist, Oxigene zu entwickeln. Eine solche ist das Licht. Jedermann weiß, daß der Proceß der Vegetation in einer Zerlegung des Wassers besteht, da das dephlogistisirende Princip aus der Pflanze

den. Daran kann nun der Grund abermals nicht im lebenden Wesen selbst liegen. Es zeigt sich hier aufs neue der ursprüngliche Gegensatz zwischen Pflanze und Thier. Da in der Pflanze eine Entsäuerung unterhalten wird, so wird das Gleichgewicht im Pflanzenwesen gestört werden, durch eine Ursache, welche allgemein fähig ist, Sauerstoff zu entwickeln. Eine solche ist das Licht. Jedermann weiß, daß das Pflanzenleben in einer Zerlegung des Wassers besteht, da das Unbrennbare aus der Pflanze entwickelt wird, während das Brennbare in ihr zurückbleibt. In dem Maaße, als durch Einfluß des Lichts Le-

entwickelt wird, während das Brennbare in ihr zurückbleibt. In dem Maaße, als durch Einfluß des Lichts Lebensluft aus der Pflanze entwickelt wird, zieht sie auf ihrer ganzen Oberfläche Feuchtigkeit an; der Proceß scheint sich so von selbst fortzusetzen, weil das Gleichgewicht continuirlich gestört und continuirlich wieder hergestellt wird. Der Einfluß des Lichts ist daher (in der Regel) erste Bedingung aller Vegetation.

bensluft aus der Pflanze entwickelt wird, zieht sie auf ihrer ganzen Oberfläche Feuchtigkeit an; das Werk scheint von selbst seinen Gang zu gehn, weil das Gleichgewicht stets gestört und stets wieder hergestellt wird. Der Einfluß des Lichts ist daher (fast allgemein) erste Bedingung des Pflanzenlebens.

§. 7.

Offenbar ist, daß alle Operationen der Natur, die der Assimilation vorangehen, die

Offenbar ist, daß alle Vorarbeiten der Verwandlung in Thierstoff die Trennung des Stick-

Trennung des Stickstoffs (als Hauptbestandtheils der thierischen Materie) von den übrigen Stoffen der Nahrung zum Zweck haben. Der Mechanismus der Animalisation scheint sonach vorzüglich darin zu bestehen, daß im Durchgang der Nahrungssäfte durch verschiedene Organe allmählich der Stickstoff vor den übrigen Stoffen das Uebergewicht erlangt. So weit hat uns die neuere Chemie sicher geführt.

§. 212.

Wenn die Natur in todten Substanzen, (wie im Wasser und der athmossphärischen Luft) eine Vereinigung

stoffs (als Hauptbestandtheil des Thierstoffs) von den übrigen Stoffen der Nahrung zum Zweck haben. Das Werk der Verthierung scheint sonach vorzüglich darin zu bestehen, daß im Durchgang der Nahrungssäfte durch verschiedene Theile des Leibes der Stickstoff vor den übrigen Stoffen das Uebergewicht erlangt. So weit hat uns die neuere Stoffwissenschaft sicher geführt.

Wenn die Weltkraft in todten Stoffen (wie im Wasser und der freien Luft) eine Vereinigung entgegengesetzter Kräfte

entgegengesetzter Principien erreicht hat, so hat sie in organisirten Wesen diese Vereinigung wieder aufgehoben; Vegetation und Leben aber besteht nur im Proceß der Trennung und Verbindung selbst, und die vollbrachte Trennung, so gut als die vollbrachte Vereinigung ist der Anfang des Todes.

Der über die ganze Natur verbreitete Dualismus der Elemente schließt sich demnach, wie in einem engern Kreis, in den Organisationen der Erde, wie wir vorjetzt durch folgendes Schema anschaulich machen können.

erreicht hat, so hat sie in belebten Wesen diese Vereinigung wieder aufgehoben; Pflanzen- und Thierleben aber besteht nur im Verlauf der Trennung und Verbindung selbst, und die vollbrachte Trennung, so gut als die vollbrachte Vereinigung ist der Anfang des Todes.

Das über die ganze Schöpfung verbreitete Zwieseyn der Grundstoffe schließt sich demnach, wie in einem engern Kreis, in den Lebensgebilden der Erde, wie wir vorjetzt durch folgende Stellung anschaulich machen können.

Azote Stickluft	Oxygene Lebensluft	Hydrogene brennbare Luft	Stickstoff Stickluft	Sauerstoff Lebensluft	Wasserstoff brennbare Luft
	Atmosphärische Luft.	Wasser.		Freye Luft.	Wasser.

Viel weniger als Kant und Schelling sind andere Pfleger des Wissens, Fichte und Schleiermacher z. B. dem Mengen und Borgen ergeben, so daß an der Seite ihrer Schriften eine Umarbeitung ihres Vortrags keine so reiche Verschiedenheit zeigen würde.

Fichte bekennt in der Vorrede zur Wissenschaftslehre, daß er eine feste "Terminologie" soviel möglich zu vermeiden gesucht, — er halte solche für das bequemste Mittel für Buchstäbler "jedes System seines Geistes zu berauben und es in ein trocknes Gerippe zu verwandeln. Hierzu stehe hier noch, als ein Seitenstück zu meiner Behauptung der Nothwendigkeit und Ersprießlichkeit des durchgängigen Gebrauchs der Muttersprache für das Wissen, eine Stelle aus Fichtes Schrift über den Begriff der Wissenschaftslehre S. 13. 2te Aufl.: "Die Nation, "welche diese Wissenschaft erfinden wird, wäre "es wohl werth ihr aus ihrer Sprache einen "Namen zu geben; und sie könnte dann schlecht-

"hin die Wissenschaft oder die Wissenschaftslehre "heissen. Sie wäre wohl auch werth, ihr die "übrigen Kunstausdrücke aus ihrer Sprache zu "geben; und die Sprache selbst, so wie die Na- "tion, welche dieselbe redete, würde dadurch ein "entschiedenes Uebergewicht über alle andere Spra- "chen und Nationen erhalten. — Es giebt so- "gar ein nach allen seinen abgeleiteten Theilen "nothwendiges und als nothwendig zu erweisen- "des System der philosophischen Terminologie "[wissenschaftlichen Namensipschaft] vermittelst der "regelmäsigen Fortschreitung nach den Gesetzen "der metaphorischen Bezeichnung transscendenta- "ler Begriffe; [vermittelst vestgesetzt durchgeführter Vorbildung übersinnlicher Begriffe] "bloß ein "Grundzeichen als willkührlich vorausgesetzt, da "ja nothwendig jede Sprache von Willkühr aus- "geht. [?] Dadurch wird denn die Philoso- "phie, die ihrem Inhalt nach für alle Vernunft "gilt, ihrer Bezeichnung nach ganz national [besonders, eigenthümlich]; "aus dem Innersten "der Nation, die diese Sprache redet, herausge- "griffen und wiederum die Sprache derselben "bis zur höchsten Bestimmtheit vervollkommnend. "Diese systematische National-Terminologie [Namensipschaft in dieser volkswissenschaftlichen Re-

de] aber ist nicht eher aufzustellen, ehe "nicht "das Vernunft-System [das Erkenntnißganze] selbst, sowohl nach seinem Umfang, als in der "gänzlichen Ausbildung aller seiner Theile, vol- "lendet da steht. [Da will also Fichte nicht eher ins Wasser gehen, als bis er ein tüchtiger Schwimmer geworden. — Ich denke Ausdrücke und Gedanken bilden sich gegenseitig und zugleich mit einander. Worin sollten auch sonst Gedanken gefaßt, gehalten und ausgedrückt werden, ehe noch die gänzliche Ausbildung zu Stande gekommen?] "Mit der Bestimmung dieser Termi- "nologie endet die philosophirende Urtheilskraft "ihr Geschäft; ein Geschäft, das in seinem gan- "zen Umfange für Ein Menschenleben leicht zu "groß seyn dürfte."

Ein Beyspiel einer solchen Namensipschaft ist schon vorhanden in der Wissenschaft vom Stoff der Dinge. Lavoisier, Fourcroy, Guyton de Morveau, und Berthollet bildeten aus 12—15 entlehnten griechischen Wörtern eine Sprache für die Stoffwissenschaft, durch welche in diese auf einmal Licht und Zusammenhang gebracht wurde, welche alles Einzelne dem Gedächtniß mit ausser- ordentlicher Leichtigkeit einprägt; da alle Namen

der Körper entweder ihren Ursprung oder ihre Hauptbeschaffenheit ausdrücken *); keine einzige uneigentliche Benennung enthalten, und keine willkührliche, die mit Veränderung der Endsylben der Wörter die Veränderung anzeigen, welche die Stoffe in ihrer Verbindung erleiden. Diese Namensipschaft paßt nicht nur für die bekannten Erscheinungen, sondern auch für die noch zu machenden Entdeckungen. Siehe das Conversations-Lexicon unter dem Worte: Chemie.

Mit einigen einzelnen Gelehrten-Worten, will ich hier noch einen Versuch beyfügen, die Entbehrlichkeit, Unzulänglichkeit und überhaupt Unersprießlichkeit solcher Worte für rechtes Wissen deutlicher zu machen.

Idee

Ist aus der Schule ins gemeine Leben gezogen worden und wandert hier als leerer Schall umher, mit dem Jeder nach Belieben augenblicklich und vorübergehend so Etwas "Ohngefäh-

*) Am besten wäre es doch, wenn dieses Entweder — oder nicht Statt fände, sondern nur die Beschaffenheit allemal bezeichnet wäre.

res" in Gedanken verbindet. Statt fixen Ideen, suchte der heimathholde weilandige Rheinische Merkur stehende Erschaue (Nr. 270 und 275.) in Gang zu bringen, aber wohl sicher vergeblich, es ist übersetzerisch. Dieß Wort — Idee — wird zwar oft auch von Gelehrten so gebraucht, daß es mit den Worten Vorstellung, Gedanke, Begriff gleichbedeutend ist. Im strengwissenschaftlichen Vortrag soll es mehr seyn als Begriff, oder doch wenigstens nur ein Begriff des höhern Erkenntnißvermögens, ein Vernunftbegriff, S. Kants Krit. d. r. Vern. 2te Aufl. S. 368 — 377., der die Möglichkeit der Erfahrung übersteigt.

Unterscheiden ist uns für die Deutlichkeit in unserm Denken unentbehrlich. Das Verschiedene und Entgegengesetzte macht erst Abgrenzung, Rundung und Bestimmtheit unsrer Vorstellungen. Demnach haben wir keinen Begriff von Bedingtheit, ohne sie von Unbedingtheit zu unterscheiden, können uns keine Endlichkeit denken, ohne uns Unendlichkeit zu denken. Unsern Sinnen Vorkommendes ist alles endlich, begrenzt, durchgehends bestimmt, Unendliches, Unbegrenztes würde aufhören ein solches zu seyn, wenn es den Sinnen vorkäme; es kann also immer nur gedacht wer-

den, ist aber doch zu denken unumgänglich nothwendig, weil wir vom Endlichen ausserdem keinen deutlichen Gedanken, keinen Begriff haben würden. Die Unendlichkeit ist also eine – Idee –, kein Sinnen-Ding. Eben so die Unbedingtheit und eben so denn auch alles Unendliche und alles Unbedingte. Daß eine Idee eine Idee ist, macht nicht, daß ihr Inhalt Etwas Unendliches, Unbedingtes ist, sondern daß dieses unsern Sinnen nicht vorkommt, daß es blos gedacht wird. Die Gesammtheit alles Endlichen und Bedingten, das Weltganze kommt ebenfalls unsern Sinnen nicht vor, ist auch blos ein Gedankenblick, Gedankensatz, ein Reingedanke, eben so wie die Gesammtbegriffe, Grösse, Länge, Schwere, Baum, Thier, Wahrheit, Recht, Güte, Schönheit, Hoheit rc. die von Allem, was groß ist, blos das worin das Grosse besteht, gesammelt enthalten, von Allem, was schön ist das Schöne gesammelt besagen rc. und die ausserdem Nichts enthalten. Eine Grösse aber, die durchaus Nichts weiter wäre, als Grösse, kommt im Reich der Sinne und der Dinge nicht vor, Grösse, Länge, Schwere rc. sind also blos gedacht, Gedankensätze, (Ideen) desgleichen Baum, Thier rc. es giebt kein Thier, das weiter Nichts wäre als was der allgemeine, der Gesammtbe-

griff Thier besagt, ein jedes Thier ist entweder ein Löwe oder ein Adler, ein Schmetterling oder ein Hay ꝛc. Aber auch Vorstellungen von Etwas allseitig bestimmt Gedachten, völlig ausgemahlte Bilder in unserm Geiste, giebt es, die in der Wirklichkeit nicht vorkommen. Des Menschen Antlitz läßt viel schöner, erhabner, himmlischer, olympischer sich denken, als es je ein Aug gesehen. Auch wenn dem Phidias die Fertigkeit den Marmor nach seinen Gedanken zu gestalten noch mehr zu Gebot gestanden, so würde doch sein Marmorbild seinem Gedankenbild nie ganz gleich gekommen seyn. Mit unsern Gedankensätzen, Gedankenbildern, Musterbildern, Urbildern, Hehrbildern, Gedankengipfeln, Mustergipfeln, Dichtbildern, werden wir deutlicher, bestimmter und lebendiger bezeichnen als mit Ideen und Idealen. Desgleichen mit Gedankenseyn, Gedankenthum, Dichtbilden, Gedankenglaubiger besser als mit Idealität, Idealismus, idealisiren, Idealist. "Ueberspannte Ideen" sind der gehäufte, verdoppelte Ausdruck des Unwillens, dem jeder höhere Anspruch an Vervollkommnung ungelegen kommt. Alle Ideen müssen das Wirkliche übersteigen. Ausführbar aber müssen alle gesunden Ideen über das Auszuführende seyn. "In lau-

ter Idealen leben" als Tadel gemeint sind entweder unausführbare Gedanken die doch ausgeführt seyn wollen, sich also selbst widersprechen, als: etwas waschen, ohne es naß zu machen; nicht eher ins Wasser gehn, als bis man schwimmen könne ꝛc. oder es soll damit gesagt werden: es mache der Mensch nur immer bey sich aus, was gethan werden solle, thue es aber nicht; das Gute geschehe nur auf dem Papier ꝛc. Statt der vielen Ideen unserer heutigen Gedankenarbeiter würden Leibnitz und Wolf oft "unvorgreifliche Gedanken" gehabt haben.

Transscendental.

Um den Sinn dieses Wortes aufzufassen muß man vom Sinn des transscendent ausgehn. Transscendent ist ein Urtheil alsdann, wenn es Etwas setzt, d. i. dessen Seyn behauptet, welches im Wahrnehmungskreis gar nicht vorkommt, nie vorgekommen ist, noch je vorkommen wird, ja dessen Wesen eben es fordert nicht wahrgenommen zu werden. Ein solches Urtheil überspringt also die Grenzen des Wahrnehmens, ist transscendent. Transscendental würde nun soviel seyn als nach Art des Transscendentirens, — nach der Erkenntnißweise des Unwahrnehmbaren.

Wir wollen sehen. Kant spricht Crit. d. r. Vern. 2te Aufl. S. 25. "Ich nenne alle Erkenntniß transscendental, die sich nicht sowohl mit Gegenständen, sondern mit unserer Erkenntnißart von Gegenständen, sofern diese a priori möglich seyn soll überhaupt beschäftigt." S. 80. sagt er weiter: "Hier mache ich eine Anmerkung, die ihren Einfluß auf alle nachfolgenden Betrachtungen erstreckt, und die man wohl vor Augen haben muß, nemlich: daß nicht eine jede Erkenntniß a priori, sondern nur die, dadurch wir erkennen, daß und wie gewisse Vorstellungen (Anschauungen oder Begriffe) lediglich a priori angewandt werden oder möglich seyn, transscendental (d. i. die Möglichkeit der Erkenntniß oder der Gebrauch derselben a priori) heißen müsse. Daher ist weder der Raum noch irgend eine geometrische Bestimmung desselben a priori eine transscendentale Vorstellung, sondern nur die Erkenntniß, daß diese Vorstellungen gar nicht empirischen Ursprungs seyn, und die Möglichkeit, wie sie sich gleichwohl a priori auf Gegenstände der Erfahrung beziehen könne, kann transscendental heißen. Im gleichen würde der Gebrauch des Raums von Gegenständen überhaupt auch transscendental seyn: aber ist er lediglich auf Gegen-

stände der Sinne beschränkt, so heißt er empirisch. Der Unterschied des Transscendentalen und Empirischen gehört also nur zur Critik der Erkenntnisse und betrifft nicht die Beziehung derselben auf ihren Gegenstand."

Es sind dieß 2 entscheidende Stellen über den Sinn des Worts transscendental, aber sichtbar ist darin das Schwankende und Tödte des Begriffs, für den das Wort auch gar nichts Bezeichnendes, Belebendes geben kann. 1) Widerspricht sich das Ueberhaupt und das Nichtjede in den beyden Stellen und macht dadurch den ganzen Begriff unsicher; 2) sagt die zweyte Stelle, daß nur die Erkenntniß, daß diese ꝛc. und wie sie sich gleichwohl auf Gegenstände der Erfahrung beziehen könne; und doch heißt es am Ende: der Unterschied des Tanssc. und Emp. betreffe nicht die Beziehung. — Wäre also transscendentale Erkenntniß immer eine Erkenntniß der Erkenntniß und nicht eine Erkenntniß von Dingen? Die Worte: nur zur Critik der Erkenntuiß und betrifft nicht die Beziehung derselben auf ihren Gegenstand, — besagen das.

Gebraucht nun Fichte das Wort Transscendental in gleichem Sinn? Eine entscheidende Stel-

le

le über seinen Sinn desselben ist, wo er ihm das Wort Gemein entgegensetzt. S. seine Sittenlehre. S. 478. "Was die ästhetische Kunst thue, sagt er, könne man vielleicht nicht besser ausdrükken als: sie mache den transscendentalen Gesichtspunct zu dem gemeinen." Was müßte ein transscendentaler Gesichtspunct seyn nach Kant? Doch wohl ein Punct, auf welchem unsere Erkenntniß (Critic) der Erkenntniß dasjenige unter dem, was wir ohne alle Wahrnehmung, Erfahrung (a priori) wissen, erkennt, was gar keine Anwendung auf das Wahrnehmbare leidet. Viel aber fehlt, daß dieses Fichtes transscendentaler Gesichtspunct sey. Was er aber sey, geht aus dem ganzen Zusammenhang des Abschnitts auch nicht hervor. Er sagt: "Die schöne Kunst bildet nicht, wie der Gelehrte, nur den Verstand, oder wie der moralische Volkslehrer nur das Herz; sondern sie bildet den ganzen vereinigten Menschen. Das, woran sie sich wendet, ist nicht der Verstand, noch ist es das Herz, sondern es ist das ganze Gemüth in Vereinigung seiner Vermögen; es ist ein drittes aus beiden zusammengesetztes. Man kann das, was sie thut, vielleicht nicht besser ausdrücken, als wenn man sagt: sie macht den transscendentalen

Gesichtspunct zu dem gemeinen. — Der Philosoph erhebt sich und andere auf diesen Gesichtspunct mit Arbeit und nach einer Regel. Der schöne Geist sieht darauf, ohne es bestimmt zu denken; er kennt keinen andern; und er erhebt diejenigen, die sich seinem Einflusse überlassen, eben so unvermerkt zu ihm, daß sie des Uebergangs sich nicht bewußt werden."

"Ich mache mich deutlicher. Auf dem transscendentalen Gesichtspuncte wird die Welt gemacht, auf dem gemeinen ist sie gegeben: [folglich hätte das Transscendentale mit dem Gemeinen einerley Gegenstand — die Welt, und jenes also auch Beziehung auf Gegenstand. Ganz anders als bey Kant] auf dem ästhetischen ist sie gegeben, aber nur nach der Ansicht, wie sie gemacht ist. Die Welt, die wirkliche gegebene Welt, die Natur, denn nur von ihr rede ich, — hat zwei Seiten, sie ist Product unserer Beschränkung; sie ist Product unsers freien, es versteht sich, idealen Handelns, [Gedankenhandelns — Denkens,] (nicht etwa unserer reellen Wirksamkeit [mit Armen und Beinen]). In der ersten Ansicht ist sie selbst allenthalben beschränkt: in der letzten selbst allenthalben frei. Die erste Ansicht

ist gemein; die zweite ästhetisch. [Wo also der transscendentale zum gemeinen Gesichtspunct gemacht worden.] Z. B. jede Gestalt im Raume ist anzusehen, als Begrenzung durch die benachbarten Körper; sie ist anzusehen als Aeußerung der innern Fülle und Kraft des Körpers selbst, der sie hat. Wer der ersten Ansicht nachgeht, der sieht nur verzerrte, gepreßte, ängstliche Formen; er sieht die Häßlichkeit; wer der letzten nachgeht, der sieht kräftige Fülle der Natur, er sieht Leben und Aufstreben; er sieht die Schönheit. So bey dem Höchsten. Das Sittengesetz gebietet absolut, und drückt alle Naturneigung nieder. Wer es so sieht, verhält zu ihm sich als Sklav. Aber es ist zugleich das Ich selbst; es kommt aus der innern Tiefe unsers eignen Wesens; und wenn wir ihm gehorchen, gehorchen wir doch nur uns selbst. Wer es so ansieht, sieht es ästhetisch an. Der schöne Geist sieht alles von der schönen Seite; er sieht alles frei, und lebendig."

Was ist nun mit dem besten Ausdruck — transscendental — gewonnen? Ist nicht das Gedankengewelsch noch ärger fast, als das Wortgewelsch unserer "Philosophen?" Doch bey Fichte weniger als bey Kant. So ist das Wort

Spontaneität,

das aus dem Philosophenlatein des Mittelalters hergenommen zu seyn scheint, nichts anders als das deutsche Regen nemlich sich, mit unter auch Regsamkeit, denn so genau wirds nicht genommen. Man vergleiche Kants Crit. d. r. Vern. S. 75. 93. Fichte's Wissenschaftslehre 1te Aufl. S. 100, 184, 185, 200, 201, 203, 212. Dessen Sittenl. S. 292, 291.

Doch zum thätigen Beweiß für die Muttersprache, und daß man nicht nur tadeln und absprechen, sondern auch sein eignes Verfahren Preiß geben müsse, stehe hier ein Versuch über den Unterschied der Kunst, nemlich der Geisteskunst, und der Wissenschaft.

Das im Leben zu verwirklichende Sittliche, und was die Geisteskunst Grosses und Schönes darstellt, oder was in ihr uns anspricht, unsere Liebe und Verehrung gewinnt, ist in beiden Eins. Es ist das Göttliche, Heldensinnige, Edle, Gerechte, Mildherzige rc. denn ein einziger das Wesen von diesem Allen besagender Name fehlt unserer und jeder anderen Sprache, und wird der

Menschheit erst mit dem sich als Grundsatz wirklich bewährenden Anfang wahrer Wissenschaft darüber zu Theil werden. Dieses Göttliche, Heldensinnige, Edle ꝛc. in der Seele sich bewegend sprachen und sangen einst die Griechen die trojanischen Sagen, die Homers Namen führen, und die ja Nichts weniger sind als Berichte. Von solchem Göttlichen, Heldensinnigen, Edlen ꝛc. ergriffen, dichteten und bildeten auch Aischylos, Sophocles, Pyndaros ihre Werke, und ganz dasselbe ist es auch was Phidias und Apelles bilden hieß und lehrte, und was zu andern Zeiten und unter andern Völkern Dante, Petrarcha, Shakespeare, Raphael, Buonarotti, Haidn, Bach und Gluck weckte und trieb; und ganz dieses Göttliche, Heldensinnige, Edle ꝛc. ist es auch, was Solon und Leonidas, was Paulus und Petrus weckte und trieb, und jeden ernst- und wahrhaft im wirklichen Leben Sittlichen weckt und treibt. Zwischen Diesen und Jenen ist der Unterschied bloß der zwischen der wirklichen und gedichteten Welt. Von letzterer dichtet und bildet sich der Künstler soviel, als er zum Behuf der Darstellung des Göttlichen, das seine Seele erblickt und in sich trägt, nöthig hat. Das wirkliche Leben aber zu begreifen und wie in ihm das Göttliche darzu-

stellen, vor Allem aber dieses Göttliche selbst zur hellen, festen Einsicht zu bringen, daß es eine Lehre der Schule und sichres Werk im Leben werde, nicht mehr bloß glückliche Artung des Willens, Eingebung bloß und Begeisterung sey; das ist die Sache des Forschens und Wissens, bisher des Strebens nach Wissenschaft und einst noch der Wissenschaft selbst.

Nicht dem wissenschaftlichen Vortrag eigne, aber meine Behauptungen doch sehr erläuternde fremde Worte sind folgende zwey.

Maschine.

Ehe dieses Wort ins Deutsche gemischt wurde, hatten die Deutschen schon Maschinen und auch ohne Zweifel Namen davon. Unsere Mühlen sind Maschinen und auch die, die nicht mahlen, als die Walk-, Schneide-, Papier-, Schleif-, Zwirnmühlen, heissen Mühlen. Diese Benennung nach der Aehnlichkeit würde weiter gegangen seyn, wenn das verfranzte lateinische Wort Maschine unsere Sprache hier nicht stillstehend gemacht hätte. Auch was in manchen Zusammensetzungen an Bank noch übrig, ist Maschine, als Drechselbank, Hobelbank, Futterbank, Schnittbank. Eben so ist

es noch hie und da mit Bock und Knecht, als Sägebock, Stiefelknecht, Lichtknecht, Rechenknecht. Die Wörter Werk, Gewerk, Zeug, Rüstung und Vorrichtung hätten auch ausgeholfen. Demnach Spinnwerk, Dampfwerk, Schneidezeug. Eben so ist es mit den Worten Stuhl, Hammer und Kunst in den Zusammensetzungen Weberstuhl, Eisenhammer, Wasserkunst, welches alles Maschinen sind, und doch nicht so heissen. Bildlich könnte es auch heissen z. B. statt der gemeine Soldat ist eine Maschine: ein blindes Werkzeug; — maschinenmässig: blindfertig, oder blind bloß allein. — Die Maschinerie: die Einrichtung. — Der Maschinist: der Getrieblenker, Gerüstwärter.

Publicum.

Dafür haben wir von Alters her mehreres gut Deutsches, als: Welt, Leute, Jedermann, Licht, aus, heraus ꝛc. Ein Werk dem Publicum übergeben = es herausgeben, — ans Licht stellen; — ins Publicum gehen = ausgehen, unter die Leute gehen; — vorm ganzen Publicum, vor allen Leuten, — vor Jedermann; — das gelehrte Publicum = die gelehrte Welt. Das Werk, der Schriftsteller, der Künstler hat oder findet ein kleines Publicum = Wenige achten auf die-

ses Werk rc. fragen nach diesem rc. Oefters könnte statt Publicum auch gesagt werden: der grosse Haufen, die Menge. Das Publicum leidet darunter = das allgemeine Beste, — die gemeine Stadt, — die Bürgerschaft leidet darunter. In der Ankündigung eines Schauspiels, zu sehender Seltenheiten, fremder Thiere rc. kann es statt — einem verehrten Publico wird hiermit bekannt gemacht — heissen: Allen Freunden (Liebhabern, Beförderern, Beschützern) der und der Kunst, der Bühne rc. wird hiermit rc. — So vielerley Worte braucht also der Deutsche, spricht hier der Fremdsüchtige, da der Franzose mit le Public alles dieß ausdrückt? — Ja, antwortet man ihm, aber in Jedem liegt auch eine besondere Wendung, Färbung, Beziehung des Begriffs. — Gut, das hat der Franzose Alles auch, aber er hat auch das allgemeine und unbestimmte le Public, welches ihm oft sehr willkommen ist und gar fein von ihm gebraucht wird, wie er denn mit so vielen seiner Worte Etwas sagen und nicht denken, sagen und auch nicht gesagt haben kann. — Nun denn, wir können ja übersetzen: das Oeffentliche; aber das ist undeutsch und will nirgends gefallen und hinpassen. Es ist kein deutscher Sinn und Denkweise darin, so deutsch das

Wort als Schall auch immer seyn mag. Nun so müssen wir ein ganz neues Wort in Gang bringen: Vielkopf (von Wolke vorgeschlagen). Es spreche also künftig, wem sein Vaterland lieb ist, und seine herrliche Vatervolkssprache: Einem geehrten Vielkopf wird hiermit bekannt gemacht ꝛc. — Er hat sein Werk zu bald dem Vielkopf übergeben; der Herausgeber arabischer Schriften findet einen kleinen Vielkopf; — er geht in den Vielkopf; der Vielkopf leidet darunter; ꝛc.

Solcher wolkweisiger Worte werden wir bald eine große Menge bekommen, wenn Herrn Dr. Krausens zu Dresden Urwortthum der deutschen Volkssprache ꝛc. erst dem Vielkopf übergeben ist. Die Ankündigung dieses Werks hat der H. Ordner des allg. Anzeigers der Deutschen sich nicht enthalten können mit einem Vorwort aufzunehmen, in welchem er zwar dem wichtigen und nützlichen Werk seine besten Wünsche und Ueberzeugung versichert, indessen zeigt sich dieß sogleich als Schranzen- und "Recensenten-Humanität" indem er Krausen bittet: "mit strenger Gewissenhaftigkeit die wohl begründeten Regeln und Formen unserer Sprache und ihre von dem größeren Theil der gebildetsten Schriftsteller

beobachtete Rechtschreibung zu befolgen, indem keinem Schriftsteller, am wenigsten aber dem Verf. einer Sprachlehre oder eines Wörterbuchs, irgend ein Recht zustehe, mit einer Sprache nach eigner Willkühr zu schalten und zu walten, gesetzt auch, daß die von ihm aufgestellten Regeln der Sprech- und Schreibart auf unwiderleglichen Gründen der Sprachphilosophie beruhen sollten. Denn eine Sprache sey das heilige, unverletzliche Eigenthum des sie redenden Volkes. Veranlassung, spricht er weiter, zu meiner Bitte geben theils die in obiger Ankündigung vorkommenden ganz neuen Worte, die unsrer Sprache fremd und an sich unverständlich sind, und die von der fast allgemein befolgten adelung'schen ohne ersichtlichen Grund abweichende Schreibart, theils die zahllosen, hauptsächlich seit 1813 unsere herrliche Sprache entstellenden kauderwelschen Wortformen, die, wenn solches Unwesen nur ein Menschenalter fortdauern sollte, unsere Sprache zu einem unverständlichen, abendtheuerlichen Babel unfehlbar verunstalten werden." Allg. Anz. d. D. Nr. 130. Jahrg. 1816.

Zwey Wahrheiten scheinen dem H. Red. dunkel vorgeschwebt zu haben, die allerdings vie-

le Sprachdiener besser vor Augen haben sollten. Vielleicht aber wollte er diese Wahrheiten auch absichtlich nicht ganz aussprechen. Dunkel aber ist die ganze Meinung des H. Red. wegen der innern Unvereinbarkeit derselben. Wenn nemlich kein Schriftsteller, am wenigsten ein Sprachlehrer oder ein Wörterbuchsverfasser, auch bey unwiderleglichen Gründen der Sprachphilosophie für die von ihm aufgestellten Regeln mit der Sprache nach Willkühr schalten und walten darf, so sage uns 1) der H. Red., ob Adelung kein Schriftsteller, kein Sprachlehrer, kein Wörterbuchsverfasser sey? und ob die gebildetsten Schriftsteller, deren Rechtschreibung er H. Krause mit Gewissenhaftigkeit zu befolgen bittet, nicht auch Schriftsteller seyen? 2) ob die auf unwiderleglichen Gründen der Sprachphilosophie beruhenden Regeln etwa die Willkühr sind, mit der Sprachlehrer und Wörterbücherschreiber über die Sprache schalten und walten, oder ob etwa neben diesen Regeln auch eine nicht auf unwiderleglichen Gründen beruhende Willkühr von ihnen verübt werde? — Welches mögen wohl 3) die wohlbegründeten Regeln und Formen unserer Sprache seyn, die er Krausen mit strenger Gewissenhaftigkeit zu befolgen bittet? und warum

mögen gerade diese wohlbegründeten zu befolgen seyn, die andern unwiderleglich begründeten aber nicht? Sind zur Gewissenhaftigkeit für jene und zur Verwerfung dieser auch Gründe vorhanden oder nur Willkühr? Ist 4) jener größere Theil der gebildetsten Schriftsteller besonders in der Sprachfähigkeit, Sprachverständniß, Sprachurtheil gebildet, oder etwa in vornehmen Sitten, in der "Humanität", in den Kenntnissen der Gottesgelehrtheit, Rechtsgelehrtheit, Heilkunde, Meßkunde, Dichtkunst, — und ob Dichtkunst, Meßkunde rc. ein tüchtiges Urtheil verleihe über Rechtschreibung? Ferner 5) ist dieser größere Theil der gebildetsten Schriftsteller darum vielleicht für Rechtschreibung entscheidend, weil er der größere Theil ist? Dann aber kommt es darauf an, ob Alle dieses größeren Theils zu gleicher Zeit geschrieben, oder ob Einer von ihnen der Zeit nach der Erste gewesen und wohl ein Weilchen allein gestanden mit seiner Rechtschreibung und über die Sprache geschaltet. — Sehr dunkel ist auch seine Meinung mit dem Ausdruck Babel. Die babylonische Sprachverwirrung war doch eine Verwirrung der Sprachen, die Bildung neuer deutscher Worte durch Ableitung von Urwörtern und durch Zusammensetzung ist aber

durchaus Spracheinheit und nicht ein Mischen mehrerer Sprachen in eine. Z. B. die Mischung Nationalehre, — 2 Sprachen in einem Wort. Nationalehre ist eine Ehre nach der eigenthümlichen Weise und Meinung irgend eines Volks, wie z. B. die Franzosen ins Ueberlisten, Ueberwältigen und Aussaugen anderer Völker ihre Ehre setzen. Eben so bedeutet Nationaltracht eine Tracht, die einem Volke eigen ist. — An der Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Eigenthums eines Jeden, der eine Sprache redet, hat auch ein Jeder sie Redender gleiches Recht, auch Wolke und Krause haben dieses Recht. Verständlichkeit und das Bedürfniß von Andern verstanden zu werden, sind aber Gesetz und Gebieter Aller, und sorgen schon für billige Schranken und Ordnung.

Die zwey Wahrheiten, die den Behauptungen des Hrn. Red. gegen Hrn. Krause zum Grunde liegen mögen, sind etwa folgende. Die erste: es ist ein grosser Unterschied unter Sprachlehre und Sprachlehre. Sie ist entweder eine blosse Erfahrungslehre, ein Bericht von dem, was man als das Eigenthümliche einer Sprache wahrgenommen und auch, was sie mit andern

gemein habe, sie beschreibt eine Sprache wie sie ist. Von dieser Art sind fast alle Sprachlehren über fremde Sprachen für uns, und eine Sprachlehre dieser Art über die Muttersprache für solche, denen sie Muttersprache ist, würde für sehr zwecklos und überflüssig angesehen werden. Die lächerlichste und widersprechendste Unbefugniß aber wäre es, wenn ein Sprachlehrer dieser Art nach Willkühr mit der Sprache schalten und walten wollte. Eben so wenig können aber auch eigentliche Gründe in solchen Sprachlehren Statt finden, weder wohlbegründende noch unwiderlegliche, sondern nur Nachweisungen und Belege. — Oder die Sprachlehre ist Erforschung und Auffassung der Gründe von der Art und dem Wesen einer Sprache; sie will kennen lernen und dann lehren, warum man so spreche wie man spricht, und ob man den Gründen und dem Wesen der Sprache auch allenthalben getreu spreche, und das in dieser Hinsicht Streitige will sie aus den Gründen und dem Wesen der Sprache rechtfertigen oder verwerfen. Eine solche Sprachlehre kann Nichts Anders seyn als Gründe und deren Ausführung. Willkühr kann auch in dieser Art der Sprachlehre Nichts machen; sie gilt nur, was ihre Gründe werth sind. Ein Recht zur Willkühr

über die Sprache haben aber wohl auch die Sprachlehrer und Wörterbücherschreiber nicht am wenigsten, sondern jeder Andere hat es wohl eben so wenig und der Wahrheit nach hat es gar Niemand. Jedoch aber Recht in seiner eigentlichen Bedeutung genommen, so steht auch wieder einem Jeden die allerunbeschränkteste Willkühr mit seiner und einer jeden andern Sprache zu. Er kann diese Willkühr bis zur gänzlichen Unverständlichkeit für Andere üben, und sich als einen Narren verlachen oder als einen Thoren bemitleiden lassen. Von der zweiten Art sind nur der verständigen Voraussetzung nach alle Sprachlehren der Muttersprache für ihre Genossen. Ihr Zweck ist die gemeine vom frühen Kindesalter an durch blosse Uebung erlangte Kenntniß der Sprache zu einer Kenntniß nach wohlbewußten Gründen zu erheben. Bey diesem Wesen der Sprachlehre ist es ein grosses Misverständniß unsers Zeitalters, und ein undankbarer Eifer für Vatervolklichkeit, der Sprachlehre in der Muttersprache in Kinderschulen ausdrückliche Stunden zu widmen und ihn nicht bloß als Berichtigungen vorkommender Sprachfehler zu treiben. Sprachlehre von der ersten gedachter beiden Arten ist ein Beginnen gleich dem das Wasser naß

machen zu wollen, auch bey Kindern; von der zweiten Art aber gehört sie zu den tiefsten und trockensten Lehren, besteht aus den feinsten Geistessonderungen und erfordert die schärfste und genauste Aufmerksamkeit des Geistes auf sich selbst, so daß sie kaum für die obersten Abtheilungen der höhern und für die hohen Gelehrtenschulen geeignet ist.

Ueber die Rechtschreibung herrscht noch ein fast allverbreiteter Irrthum in der gemeinen Meinung, der, daß sie ein Theil der Sprachlehre sey. Ein Theil der Schreiblehre und Schreibkunst ist sie. Schreiben gehört aber nicht zum Wesen einer Sprache. Sie ist und bleibt Sprache, ob sie geschrieben werde oder nicht. Niemand wird Leuten und Völkern, die nicht schreiben können, die Sprache absprechen. Jeden Streit über Rechtschreibung zu entgehen müßte jede Sprache ihr eignes ganz für sie erfundenes A, B, C haben, nicht eben der Gestalt, sondern der Bedeutung nach. Unser entlehntes A, B, C ist für unsere Sprache theils zu viel, theils zu wenig. Bey vielen Worten und nach Verschiedenheit der Mundarten muß es nun verschiedene Meinungen geben ob C oder Z, C oder K, F

oder

oder V, B oder P zu schreiben, oder es muß der Grund fehlen, warum man F und nicht V u. s. w. schreibe. So fehlte uns aber auch wieder ein Buchstabe für Sch und wir waren genöthigt zusammen zu setzen. Unter diesen Umständen war es für die erste Anwendung unseres von den Römern ererbten A, B, C's schwer, sofort überall das Rechte zu treffen. Aber es ist auch jetzt noch nicht Zeit weder auf den Adelungischen noch Krausischen Lorbeern auszuruhen. Ueberhaupt wird es in Schreib- und Sprachlehre sobald noch keine Gültigkeit geben, die uns des eignen Urtheils überhöbe, und ein Dictionnaire de l'Academie wird noch lange für manchen Deutschen unter die "frommen" oder faulen Wünsche gehören.

Die zweyte der gedachten Wahrheiten ist wohl die: die Anfertigung neuer Wörter, als Geschäft für sich betrieben, hat allerdings gar Manches wider sich. — Sind es Uebersetzungen und Ersatzwörter der herrschenden fremden, so werden in ihnen alle Gebrechen der letztern sicht- und fühlbar; sie sind dann nicht mehr in den fremden, blendenden Schein versteckt. Wenn Campe z. B. die Favorite bey Maynz die Günst-

lingin nennt, so ist das ein deutsches Wort aber ein undeutscher Gedanke. Ein Leibgarten, Lieblingsort oder Platz geht eher auf deutsch. — Sind aber die neuen Wörter eigens gebildete, so haben sie wieder das wider sich, daß sie — verfertigt worden — (geschäftsmäßig), nicht aber entstanden sind, nach der eigentlichen Weise, wie Sprachen zu ihrem Daseyn kommen. Nicht auf dem Denkzimmer eines Sprachmachers, sondern im Leben unmittelbar mit den Gedanken wächst und bildet sich die Sprache. Die blos verfertigten Wörter haben ein müssiges, unbegründetes Daseyn; sie verschwinden wieder vom Schauplatz, weil sie Nichts da zu thun haben. Sie sind mit keinem Gedanken Eins im Geistesschatz des Menschen. Was sollte er bloße leere Wörter in seinem Gedächtniß aufschichten? Neue Gedanken und neue Wörter entstehen und bestehen mit einander; sie schaffen und erhalten sich wechselseitig. —

Krausens Urwortthum wird von dem Beabsichtigten am wenigsten, vielleicht aber vieles unbeabsichtigte Gute und Wichtige bewirken, wer mag wissen Welches. Zu wünschen aber ist dem Werke allerdings, daß es hinlängliche Unterstü-

ƶung finde und zu Stande komme. Es würde in seiner Vollendung ein wahres Heldenwerk der Sprachkunde, ganz einzig in seiner Art und ein Sieg und Ruhm der deutschen Sprache vor allen andern Sprachen seyn, von denen keine noch Etwas Aehnliches aufzuweisen hätte, und gar Manche eines Gleichen gar nicht fähig seyn, noch auf den Gedanken zu einem solchen Werk gebracht haben würde.

Verbesserungen zu Glasers Muttersprache.

S. 1. Z. 5. von unten, zwischen die Worte Innersten und seyn ist einzuschalten: des.
— 4. — 12. von oben nach gebracht einzuschalten: wird.
— 10. — 6. und 7. von oben Sichreres.
— 16. — 8. v. u. Thés dansans.
— 18. — 1. v. o. nach also einzuschalten: als.
— 22. — 3. v. o. nach Denken ein Punct zu setzen.
— 24. — 6. v. o. Seneca.
— 26. — 6. v. o. Art
— 34. — 4. v. o. Denkeinheit.
— 35. — 10. v. o. nach Caste einzuschalten: konnte.
— 39. — 7. v. u. Entheiligung.
— 40. — 8. v. o. lieblichen.
— 44. — 3. v. o. derselben.
— 45. — 9. v. o. bey Anleit der Punct wegzustreichen.
— 47. — 4. v. u. anorgisch.
— 47. in der Anmerkung nach seyn und nach geeignet ein ? zu setzen.
— 51. — 11. v. o. u. S. 54. Z. 4. v. u. Kopernicks.
— 59. — 9. v. u. verschleiß
— 64. — 8. v. u. keiner.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Glaser, Matthäus C.

Die Muttersprache, des Wissens beste Mutter

Erlangen 1817

L.germ. 81
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583631-9